

# Hugo Herrmann

Eine werdende Welt  
Reiseindrücke aus Palästina

Prag 1925

Wenn ich der großen Zahl von Reisebüchern über Palästina, die in den letzten Jahren erschienen sind, noch eines hinzufüge, so habe ich dafür eine Rechtfertigung, die in der Sache, und eine, die in der Person liegt. In der Sache: Palästina ist mitten in einer sehr starken Bewegung, mitten in einer – wie ungeduldig wir auch über ihre Langsamkeit sein mögen – schnellen Entwicklung, und was vor einem Jahr geschrieben wurde, ist heute veraltet; ja meine vor wenigen Monaten erlebten Eindrücke sind jetzt schon in mancher Beziehung überholt. In der Person: die meisten Palästina-reisebeschreibungen der letzten Jahre stammen von Beobachtern, die, so flüchtig sie das Land sahen, in ihrer Vorbereitung für die Reise, in der Vertiefung in die Probleme des Landes und des Zionismus noch weniger gründlich gewesen sind. Im folgenden findet man Eindrücke eines Reisenden, der seit zwanzig Jahren alles, was mit Palästina und dem Zionismus zusammenhängt, mit Eifer studiert hat. Es ist demnach auch keine Beschreibung der Reise, die ich im Sommer 1924 unternahm, sondern eine unter allgemeine Gesichtspunkte gefaßte Darstellung des heutigen Palästina, wie es sich eben meinen Blicken darbot.

Dabei muß ich ausdrücklich sagen, daß ich diese Reise als eine erste und flüchtige zu betrachten habe und wohl weiß, daß meinen hier niedergelegten Urteilen nur bedingte Geltung zukommt. Vieles ist *nur* subjektiv, vieles zeigte sich in dem Augenblick meiner Reise so und mag sich zu anderer Zeit ganz anders darstellen. Aber ich darf sagen, daß ich nicht nach Hörensagen berichte, sondern nach eigener Anschauung, daß ich meine Impressionen so frisch und getreu als möglich wiederzugeben bestrebt war und daß ich mich von der Liebe zur Sache des jüdischen Palästina nicht verleiten ließ, durch eine rosige Brille zu beobachten. Vielleicht kann ich manchen Leser anregen, die Stichhaltigkeit meiner Berichte durch eigenen Augenschein nachzuprüfen – das wäre mir die beste Genugtuung.

Brünn, im März 1925.

Hugo Herrmann

## I.

**Vorspiel****Die Kinderinsel**

Der Zufall wollte es, daß ich mich ein paar Tage lang auf einem kleinen Seebad an der Adria auf das warme Klima Palästinas vorbereitete. Es liegt auf einer Insel und gilt als besonders geeignete Erholungsstätte für Kinder. Die Kinder sind zwar nicht die Mehrheit der Gäste, aber sie geben dem Leben hier seine Signatur. Sie haben alle eine Erholung und Kur nötig, diese Kinder; sie sind alle nicht völlig gesund; zu rasch in die Höhe geschossen und daher mager, oder zu gut genährt und daher zu träg, oder zu verwöhnt und daher störrisch; manche essen zu viel, manche zu wenig und alle machen ihren Eltern, besonders ihren Müttern, das Leben schwer, umso mehr als diese Mütter keine anderen Sorgen haben (Keine Ungeduld! Es wird sich zeigen, daß dieser Abstecher nach Italien nicht so wenig mit Palästina zu tun hat, wie der ahnungslose Leser jetzt glaubt).

Die Kinder arbeiten. Von früh morgens bis spät abends. Sie sammeln sich am Strand und lassen ihre Flotten ausfahren. Sie bauen Häfen, Kanäle, Schiffahrtsstraßen, und wenn die Welle Sand in die mühevoll gezogenen Gräben spült, müssen sie von neuem ausgebagert werden. Die Kinder arbeiten. Aus dem plastischen Sand errichten sie Schanzen, Festungen, Burgen, Schlösser, Villen; und dann kommt der Feind und zerstört durch heftiges Bombardement die stolzen Mauern und man muß unverdrossen an die Wiederherstellung gehen. Und manche Kinder, einzige ihrer Eltern, verträumt und eigenbrödlerisch, finden kein Vergnügen an diesen Massenaktionen; sie hocken irgendwo zwischen den Zelten und arbeiten allein, auf eigene Faust; sie schöpfen Sand in ihre kleinen Blechkübel, füllen ihn gewissenhaft voll bis an den Rand, streifen das Ueberschüssige ab, glätten die Oberfläche – und neigen dann den Kübel, daß der Sand auszufließen beginnt, langsam, vorsichtig, damit der Inhalt nicht etwa überstürzt auslaufe, sondern schön regelmäßig, und auf dem Boden, auf dem Sandboden, ein nettes Kegelhäufchen bilde. Und wenn der Kübel leer ist, wird er umgekehrt und der Boden abgeklopft, damit ja kein Körnchen darin bleibt. Dann wird der Kegel abgetragen, »dem Erdboden gleichgemacht«, und dann wird der Kübel wieder gefüllt, langsam, gewissenhaft, bis an den Rand, das Ueberschüssige abgestreift, die obere Fläche geglättet und das Gefäß vorsichtig, langsam geneigt, um den Sand ausfließen zu lassen. So arbeitet das Kind stunden-, tage-, wochenlang, und ich leugne, daß sein Papa, der Bankdirektor ist und wegen schwieriger Finanzoperationen nicht mitfahren konnte an die Adria, auf die Kinderinsel, seine Tätigkeit mit mehr Eifer, Umsicht, Gewissenhaftigkeit betreibt als das immer brauner werdende Blondköpfchen, – ich leugne auch, daß die Tätigkeit des Papas sinnvoller ist als die des seiner Arbeit restlos und rastlos hingegebenen Kindes.

Die Erwachsenen auf der Kinderinsel sind nur um der Kinder willen hier. Die Einheimischen halten Hotels, Pensionen, Kaffeehäuser, Konditoreien, Spielzeugläden, sind Badediener oder Barkenführer; die Fremden begleiten die Kinder. Sie sind stolz darauf und besprechen untereinander mit großem Ernst und Eifer die Krankheiten ihrer Kinder, vergleichen, was der Arzt diesem vorgeschrieben und jenem verordnet hat, messen, wägen, kontrollieren. Und abends, wenn die Kleinen endlich zur Ruhe gebracht sind, gehen die Mütter, Tanten, Schwestern ins Café und plaudern, spielen oder tanzen Shimmy. Wenn sie sich besonders gut unterhalten und spät aufbrechen, sind sie am nächsten Morgen – die Kinder erwachen früh – ein bißchen unausgeschlafen, nervös, ungeduldig; aber die Kinder lassen sich das nicht anfechten. Sie haben doch ihre Arbeit und die ist ernst und bedeutend und füllt sie ganz aus. Sie benutzen höchstens die Gelegenheit, um sich als Kompensation für

stilles, friedliches Verhalten ein neues Segelschiff kaufen zu lassen, und während Mama am Strand ein Stündchen Schlummer nachholt, fördern die Kinder mit doppeltem Eifer ihr wichtiges Werk.

### Das Judenschiff

Die zionistische Organisation hat nach langen Verhandlungen den Triester Lloyd bewogen, seine beiden besten Schiffe, die »Vienna« und die »Helouan« in den Dienst der Eillinie Triest-Alexandria zu stellen. Seit vier Jahren bringen diese Schiffe, die abwechselnd jeden Freitag, das eine von Triest nach Aegypten, das andere von Alexandrien nach Europa abfahren, allwöchentlich Ladungen von Juden nach dem Orient.

Merkwürdig: Die Träger, Beamten und Gaffer am Triester Hafen sind doch an diese Passagiere gewöhnt, sehen immer dieselben Typen, dieselben Bärte, dieselben in weiße Leinwand genähten oder auch bloß in Papier gewickelten Bündel, dieselbe Hast, Aufregung und Sorge zurechtzukommen; aber sie betrachten die Fremden mit argwöhnischer Scheu und begegnen ihnen, wenn sie im Wege stehen – und Juden haben ein großes Talent, im Wege zu stehen –, mit jener Brutalität, die eigentlich Furcht ist. Ich denke, es ist wie mit dem Dienstmädchen, das zehn Jahre in unserem Haus diente und noch an den Ritualmord glaubte; daß *wir* Blut brauchten, diese tolle Zumutung wies sie entrüstet zurück; aber die Juden ...

Ein Judenschiff ist es nur auf der Hinfahrt. Ein paar jüdische Touristen, ein Kaufmann, der sein Geschäft in Deutschland liquidiert hat und sich drüben niederläßt, ein oder zwei alte Kolonisten, die von einem Ausflug nach Europa zurückkommen und aussehen wie Diplomaten inkognito; ein Dutzend alte Juden aus Polen, von denen nicht herauszukriegen ist, ob sie auf Besuch fahren oder um dort zu handeln oder aus Frömmigkeit; dann die Schar der Chaluzim, der jugendlichen Arbeiter-Auswanderer, einige, die schon drüben waren und vom Erholungsurlaub oder von Geschäftsreisen kommen, und viele, die bisher das Land nur mit der Seele gesucht haben; und ganz, ganz nebenbei ein paar Italiener und Aegypter. Die letzteren sprechen nicht arabisch, sondern französisch oder italienisch, denn das Schiff ist noch in Europa.

Am Sabbat ist es von Anfang an irgendwie feierlich. Die alten Juden beten, auf Deck, unter dem Abendhimmel und der Morgensonne, die jungen singen, manchmal beide gleichzeitig, ohne einander zu stören. Man ist tolerant.

Weil ich sage »Singen«: Drei Tage dauert die Fahrt, drei Tage verstummen die Lieder nicht. Hebräische, jiddische Lieder, dazu erste Versuche zu tanzen; die »alten« Chaluzim sind Lehrer. Und man fühlt, daß Singen und Tanzen willkommen ist, um die aufsteigende Nervosität, die trotz allem wachsende Beklommenheit zu übertönen. Wird es so sein, wie sie träumen? Und ist es nicht sicher, daß einer oder zwei von zehn, wenn die neue, noch etwas kokette Chaluztracht (eine Art Skautuniform) die ersten Risse bekommt, enttäuscht sind? Werde ich der eine sein? »Zehn Brüder sind wir gewesen ...«

Doch die Gemeinschaft, sie hilft überwinden. Schon hier erhält das Wort einen neuen Sinn und das Schiff, das noch Europa ist, ist auch schon Palästina.

Aber nur auf der Hinfahrt ist es ein Judenschiff. Zurück bringt es ein paar englische Beamte, eine Menge Aegypter, die Erholung in Europa suchen – meine Fahrt fiel in den August und Aegypten ist da furchtbar heiß, nicht so wie Palästina, dem nie die frische Seebrise fehlt –, einige heimkehrende Touristen und ganz zuletzt ein Trüpplein Juden, alte und junge, die in Geschäften oder auf »Urlaub« reisen. Nicht das Deck gibt dem Schiff seine Note, sondern der Salon und die erste Kajüte. Die Aegypter sprechen arabisch, denn das Schiff ist noch Orient.

Der Sabbat ist nüchtern. Mit Mühe findet sich ein Minjan zusammen, und der Rabbiner, der zufällig mitfährt, lädt in seine Kabine, damit man draußen nicht gestört wird. Die Lieder sind verstummt, und wenn auf der Ausreise die Erregung von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde stieg, jetzt wird die Stimmung immer stiller, langweiliger, je weiter man sich vom Zentrum seiner Geschäfte entfernt, fast so still und langweilig wie in Wiesbaden und Ostende oder an der Riviera, den Reisezielen der meisten Passagiere; das heißt mit Shimmy und Musik und Flirt, alles aber nur zur Erholung.

Und so fühlen sich die Juden auf dem Schiff, das noch Orient ist, doch schon im Exil.

Es ist nur auf der Hinfahrt ein Judenschiff, und es ist gut so ...

## Aegypten

Einer meiner Reisegefährten – zufällig gefundene Gefährten für einen Tag – war untröstlich, daß Aegypten keine Wüste ist. Nein – Aegypten ist ein kleines Paradies, eingeklemmt zwischen zwei Mauern toter Sandwüste. Man sieht nichts von den Engländern, nur in der Mitte der Stadt Alexandrien steht eine britische Hauptwache, ein kleines Haus, vor dem »Tommy« mit geschultert-em Gewehr auf- und abschreitet. Sonst: Kein Soldat. Aber die Eisenbahnzüge fahren mit großer Pünktlichkeit, sind sauber und bequem, selbst in der dritten Klasse, die ein Engländer nie betritt; die Städte rein und ordentlich, mit elektrischem Licht, Wasserleitung, Kanalisation; Disziplin herrscht unverbrüchlich unter der Oberfläche orientalisch-leidenschaftlicher Gebärde; und vor allem der Nil, das Leben Aegyptens, ist dem Zufall guter oder schlechter Jahre entrückt, sein Wasser dringt durch das raffiniert ausgeklügelte System von Kanälen und Gräben bis an den äußersten Rand des erreichbaren Bodens und unvermittelt, wie schwarz und weiß auf dem Schachbrett, stößt hier üppiges Grün an das tote Gelb der Sahara. Und hieran merkt man Englands Hand, trotzdem der Aegypter, den man englisch anspricht, gern französisch antwortet. England macht keine Kulturpropaganda, hat keine *nationalen* Ambitionen. Aber es schafft Wohlfahrt, für sich, zugegeben, aber auch für die Landesbewohner.

Diese Landesbewohner sprechen arabisch, ein ähnliches Arabisch, wie die Fellachen Palästinas. Aber sie sind keine Araber. Auf dem Bahnhofsperron in Benha, nachts um zwölf Uhr, im Licht elektrischer Bogenlampen, sah ich würdevoll, in halb orientalischer, halb europäischer Tracht leibhaftig den »Dorfschulzen« aus dem Museum in Kairo auf- und abwandeln: »Bemalt gewesene Holzfigur, 5. Dynastie«. Ich weiß nicht, wann die 5. Dynastie regierte, nur, daß sie dem »alten Reich« angehörte, auf das ein »Mittleres« und ein »Neues« folgte, seit dessen Untergang auch schon wieder ein paar tausend Jahre verfließen sind. Aber die Menschen der 5. Dynastie gehen auf dem Bahnhof in Benha und am Hafen von Alexandrien und auf dem Boulevard Bulak in Kairo herum, sie sieht man am Morgen auf die Felder ziehen und am Abend in den kleinen Kaffeehäusern hocken; dieselben gedrunghenen Gestalten, breiten, runden Gesichter, kurzen, sanft gebogenen Nasen, kräftigen Backenknochen und schönen freundlichen Stirnen. Es gibt hier ein wirres Völker- und Sprachengemisch; aber die Aegypter, das sieht der flüchtigste Tourist, sind nicht Araber, nicht Semiten, sondern eben Aegypter, das Volk, das die Pyramiden gebaut hat. Und wie oft haben wir diese fade Phrase gehört: »Die Pharaonen, die die Pyramiden türmten, sind längst dahin, wir aber, ihre Fronknechte, leben!« Richtig ist: sie sind dahin; ihr Gedächtnis aber ist frisch und kann wohl auch für Jahre zum Modethema einer überzivilisierten Welt werden; und die Hunderttausende, die in ihrem Dienst die Pyramiden türmten, leben heute noch, sowohl die Aegypter, ein ruhiges, fleißiges, industrielles Volk, das nur eine starke Führung braucht, als auch die Nachkommen jener, die aus dem Lande Goschen gingen ...

Die Araber in Palästina, schlank, mit scharfen, kühnen Zügen und zartgliedrigen Händen, sind ein anderes Volk. In Aegypten, über der eisernen Disziplin im Wesentlichen, heftige Gebärde, Schreien,

Lachen, Streiten, Feilschen, Drängen, Rennen; In Palästina, im arabischen Palästina ruhige Würde, Gemessenheit, Phlegma, langsame Bewegungen; dort ist die typische Figur der Zeitungsausrufer, dem alle Welt die neuesten Blätter aus den Händen reißt, in Palästina der Straßenhändler, der aus messingenen Traggefäßen einen braunen, schäumenden Trank, aus der Süßholzwurzel gebraut, feilbietet. In Alexandrien, bei der Ausfahrt aus dem Zollamt, waren die Zöllner noch zudringlich, sodaß einer der Reisenden gereizt fragte: »You will be a civilized nation?« - »Ihr wollt ein Kulturvolk sein?« Der Beamte lachte breit und zeigte die weißen Zähne: »No, we will not!« - »Wir wollen gar nicht!« In Palästina wäre ein arabischer Regierungsbeamter auf solche Frage hin schwer beleidigt gewesen, vielleicht wütend geworden, – aber er hätte vorher keinen Anlaß zur Frage gegeben.

Es ist gut und lehrreich, daß der Weg nach Erez Israel, wie vor 3500 Jahren, durch Mizrajim führt. Freilich aber auch gut, daß man heute nicht vierzig Jahre, sondern nur ein paar Stunden benötigt.

### **Kantara-Haifa-Expresß**

Es ist noch nicht lange her, daß dieser Weg durch die Wüste so abgekürzt wurde. Im dritten Band von Theodor Herzls Tagebüchern kann man von der »Expedition« lesen, die er in die Gegend zwischen dem Suez-Kanal und Palästina entsandte. Wochenlang brachte er mit der Auswahl der Teilnehmer, vor allem des »Generalstabs«, und mit den Vorbereitungen zu; ein Mitglied besorgt Spezial-Karten vom War Office in London, eines geht als Quartiermacher nach Kantara, um die Kamele, Vorräte, u.s.w. zu inspizieren; die Lebensversicherung der Reisenden und die militärische Bedeckung wird ebensowenig vergessen wie der Phonograph, mit dem die kühnen Forscher im Zelte die Beduinen der Wüste amüsieren sollen. Das war im Frühjahr 1903. Heute besteigst du in demselben Kantara, zusammen mit den Beduinen, von denen manche noch ihre eigenen Phonographen mitführen, die meisten aber schon viel zu blasiert sind, den »Kantara-Haifa-Expresß«, den aus guten, vierachsigen Pullmanns und Schlafwagen bestehenden Zug, der dich in einer kurzen Sommernacht quer durch die Wüste Sinai nach der großen Oase El Arisch mit ihren üppigen Dattelwäldern am rauschenden, blauen Meer und von da, die Küste entlang, zwischen Sanddünen und mageren Steppen bis nach dem Gartenland von Juda bringt, nach Ludd Junction, der sehr belebten, von geschäftigem Trubel erfüllten Umsteigestation für Jerusalem und Jaffa. Um zehn Uhr abends sahst du noch einen großen Indienfahrer mit tausend Lichtern durch den Suez-Kanal gleiten; um zehn Uhr morgens fährst du um den Vorsprung des Karmel, an den weißen Häusern des neuen jüdischen Viertels Bath Galim vorbei, in den Bahnhof von Haifa, umschlossen von der palmenreichen Kischon-Niederung, der lebhaften, aufblühenden Stadt und der in seligem Blau strahlenden Meeresbucht.

Die Zeiten sind vorüber, da eine Fahrt nach Palästina noch zu den großen Abenteuern gehörte und zugleich reich an Strapazen und selbst Gefahren war, fast wie eine Entdeckungsreise nach dem unerforschten Zentralafrika. Das Land erfreut sich voller Ruhe und Ordnung, eine glückliche Insel zwischen dem von Kampf und Unrast erfüllten Arabien, Transjordanien, Irak und selbst dem unter französischem Mandat stehenden Syrien. Auch in Palästina kommt manchmal ein Diebstahl, ein Einbruch, selbst ein Totschlag vor; das soll aber in den zivilisierten Gegenden Europas auch keine Seltenheit sein. Ich reiste, ohne Waffe, auch in den abgelegensten, ansiedlungsärmsten Teilen des Landes immer mit dem Gefühl absoluter Sicherheit. Dazu sind die Beschwerden des Reisens selbst auf ein Mindestmaß reduziert. Die Bahnen sind bequem und sauber, meist aber wird ihnen das Automobil als Beförderungsmittel vorgezogen. Bis zum Kriege, als es eine einzige Eisenbahnstrecke im Lande gab, die mit französischem Kapital gebaute Schmalspurbahn Jaffa-Jerusalem (jetzt natürlich auf Vollspur umgebaut und gleich allen anderen Strecken in staatlich-palästinensischem Betrieb), und nur sehr wenige Chausseen, damals war das übliche Verkehrsmittel der von

Pferden oder Maultieren gezogene Wagen, auf vielen Strecken aber, wo auch dieser nicht durchkommen konnte, das Reittier. Ein Besuch von Rosch-Pinah, Safed oder gar Metullah bedingte mehrtägige, sehr beschwerliche Ritte und ich erinnere mich wohl an Erzählungen von Freunden, die damals Palästina besuchten und sehr wenig vom jüdischen Leben, von Städten und Kolonien, desto mehr aber von den Abenteuern und mehr oder weniger harmlosen Unfällen der Reise zu erzählen wußten. Jetzt ist das Land immerhin schon von einer Anzahl Chausseen als Hauptverbindungen durchzogen und das gute Klima, die Widerstandsfähigkeit der kleinen amerikanischen Automobile und die Geschicklichkeit der jüdischen Chauffeure ermöglichen es, ohne Anstrengung an einem Tage von Jerusalem nach Metullah im äußersten Norden zu gelangen, überhaupt jeden Punkt des Landes leicht und rasch zu erreichen.

Natürlich gibt es in den größeren Städten recht komfortable Hotels und Speisenhäuser und es ist auch durchaus überflüssig, sich für die Reise mit besonderen Vorräten an Kleidern, Wäsche, Schuhen, Medikamenten oder sonstigem Bedarf für etwaige unvorhergesehene Fälle zu versorgen; man kann ungefähr alles, was man in einer europäischen Großstadt zu kaufen bekommt, auch in Jerusalem, Tel Awiw oder Haifa und das meiste auch an allen anderen Orten kaufen. Post und Luftpost, Telegraph und Wireleß gehen wie bei uns und das Telephonnetz hat eine erhebliche Dichte erreicht; die Telephonapparate sind an Gespräche in den drei offiziellen Landessprachen (englisch, arabisch und hebräisch), aber auch an allen anderen Idiomen der Welt gewöhnt.

Selbst jene Gegenden außerhalb des Mandatsgebietes Palästina, die früher (das heißt bis vor etwa drei Jahren) nur in Begleitung besonderer Militäreskorten und nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten besucht werden konnten, z.B. die wichtigeren Punkte des Ostjordanlandes wie Es-Salt, die Hauptstadt Amman oder Petra, die Stadt der gigantischen Felsengräber, sind jetzt in das Netz des jüdischen Autodienstes einbezogen; und die noch vor zwei Jahren nur mit einer Karawane und unter stetiger Gefahr mögliche Reise quer durch die syrische Wüste bis Bagdad setzt heute gar nichts anderes voraus, als daß man für die regelmäßig verkehrenden Kraftwagen ein Ticket löst (das französische Transitvisum für die Durchfahrt durch syrisches Gebiet nicht zu vergessen).

Wer allerdings aus irgendwelchen Gründen von Alexandrien nicht per Bahn, sondern per Schiff weiterfährt, muß noch immer die aufregende Prozedur der Ausbootung auf offener Reede vor Jaffa und die etwas unheimliche Fahrt in den arabischen Booten durch Brandung und Klippen über sich ergehen lassen, manchmal auch, wenn das Wetter schlecht ist, wohl oder übel bis Haifa weiterfahren, wo er auch nicht gerade viel komfortablere Landungsmöglichkeiten hat. Aber auch diesem letzten Stück Palästinareise-Romantik hat schon die Stunde geschlagen und der Bau des modernen Hafens in Haifa und eines bequemeren Landungsplatzes in Jaffa ist eine Frage der allernächsten Zeit. Dann wird Palästina *jedem* Reisenden – wie heute schon dem über Aegypten kommenden – einen freundlichen Willkomm bieten. Und man wird es selbstverständlich finden, wird gar nicht daran denken, daß der bequeme und sichere Kantara-Haifa-Expresß seit eben dem Zeitpunkte verkehrt, seit dem man am Schalter des Bahnhofs auf der östlichen Böschung des Suez-Kanals seine Fahrkarte in hebräischer Sprache verlangen kann und Bahnhof, Schalter und Billet selbst neben englischen und arabischen auch hebräische Aufschriften tragen.

## II

**Das Land****Landschaft**

Ueppigste Gärten mit Orangen, Bananen, Feigen, Palmen – und brennend öde Wüste; steinstarrendes Felsgebirge und Wanderhügel aus Dünensand; zwei Wegstunden voneinander eine Stadt 900 Meter über dem Meere und eine zweite 400 Meter unter dem Meeresniveau; weißer Kalk und schwarzer Basalt; solche Gegensätze umschließt Palästina, ein kleines Ländchen, an Ausdehnung ungefähr Mähren gleich. Der Blick etwa vom Skopus, dem Dach der neuen hebräischen Universität: Nach Westen über die Kidron-Schlucht auf das Häusermeer der heiligen Stadt, mit Moscheen, Tempeln, Kirchen, mit dem Kranz jüdischer Siedlungen, die in großem Halbkreis die Stadt umgeben, mit der Hochfläche von Juda, Hügelwelle hinter Hügelwelle, freundlich geöffnet, gastliche Täler, und alles beherrschend, auf einsamem Bergkegel horstend, das alte Heiligtum Mizpah. Nach Osten aber: wild durcheinander gerüttelte Felsmassen, die »Bergwüste Juda« in großartiger Oede, verschlossen, jedes Tal von unübersteiglichen Felsgraten abgeriegelt, tot, ohne Baum, ohne Haus, und in jähren Stürzen abfallend nach der Urweltsschlucht, aus der, ein tiefblau polierter Metallspiegel, das dunkle Auge des toten Meeres heraufleuchtet; drüben, jenseits, die steilen breiten Massen der Berge Moab, zusammengeballt im sagemumwobenen Nebo. Oder der Blick vom Karmel, auf die weiße Stadt zu deinen Füßen, das weite Kischontal mit seinen Palmenwäldern, die sanft geschwungene Bucht bis hinüber zu der vorspringenden Halbinsel, auf der, wie ein Märchenpalast, Akko in der Sonne leuchtet, und dahinter die Welt der Berge, alles aber überglänzt und durchschienen, in ein überwirkliches und unwirkliches Licht gehoben von dem unsagbar blaustrahlenden Meer. Oder der Blick vom Berg Kanaan, dicht vor Safed, 800 Meter hoch, in das Jordantal, tausend Meter unter dir, mit dem sanften Meromsee und dem mächtigen grünblaugolden blitzenden See Kinereth, mit den fruchtbaren Gefilden Galiläas, mit dem braunen Hügelland Dscholan drüben und dem gewaltigen, wolkenumkränzten Hermon, dem Riesen, dem Wächter des oberen Galil; oder der Blick vom Tabor hinab auf die weite Ebene Jesreel mit freundlich lachenden Dorffluren, oder vom Berge von Moza über Juda, die Küstenebene und das Meer, oder von der Straße bei Nablus auf den Berg Ebal und den Berg Garisim, zwei ungeheure Felsschiffe, die jeden Augenblick auseinanderzustürzen und das Tal und die Stadt unter sich zu zermalmen drohen ... Nein, das Wort ist zu schwach, um eine Vorstellung zu geben, auch die Malerei, die Photographie ist zu schwach, und während meiner Fahrten kreuz und quer durch das Land hatte ich immer wieder das Gefühl: Auch dein Auge ist zu schwach, so rasch, so im Raub alles das zusammenzuraffen, all diese Größe, diese Schönheit, diese Einzigkeit zu durchdringen und aufzunehmen.

Ueber diesem Lande ruht eine Atmosphäre von geisterhafter Klarheit. Du siehst ein grünes Tal vor dir liegen, du willst hinabsteigen zu jenem Dörfchen, das sich in die üppigen Baumgruppen des Talgrundes schmiegt, dicht vor dir, zehn Minuten weit schätzt du es; und du erfährst, daß es fast zwanzig Kilometer entfernt ist. Von der Höhe von Talpioth, vor den Toren Jerusalems, sah ich im Wasser des Toten Meeres, 25 Kilometer in der Luftlinie entfernt, jede Felsspalte des jenseitigen Steilufers sich abspiegeln. Der Blick über Galil ist wirklich ein Blick über *ganz* Galil, der über den Emek wirklich einer über den *ganzen* Emek. Nicht Stücke sieht man, nicht Fragmente von Landschaften, sondern wirkliche Provinzen, ganze Länder. Nicht Sonderung, Scheidung, Trennung widerfährt dem Lande, »das Gott dir gibt«, sondern Einung, Zusammenfassung, Weitung.



Zusammenfassung aber nicht auf Kosten des Einzelnen, des Besonderen, des Geringen. Wer will, mag hieraus manches im Jüdischen Denken, in der jüdischen Art zu sehen und zu sein herleiten.

Land – Luft – doch nicht vorzustellen, nicht zu ahnen ohne ein Drittes. Der palästinensische Himmel: tiefblau, strahlend, voll unendlicher Ruhe, tröstend, segnend; und die Sonne, weiß, einen Ozean von Licht versprühend, alle Farben in höchste Glut peitschend; vollends aber die Nacht, mit der schwarzblauen, tönenden Glocke des Himmels, mit dem Paradies der Sterne, dem Silberstrom der Milchstraße, und nach den Sternen mit dem vollen Mond, doppelt so groß wie in unserem armen Europa, Kaskaden von Licht ausgießend über eine zauberisch verwandelte Welt. Nie werde ich den Abend in Nazareth vergessen; den ganzen Tag war ich im Emek von Siedlung zu Siedlung gehastet, hatte hunderte Menschen gesprochen, hatte mich vom Fieber ihrer Arbeit mitreißen lassen; und abends saß ich auf der Terrasse in Nazareth, unter den funkelnden Sternen, ein frischer, kühler Wind wehte vom Meere herauf, weit weg schwand Sorge und Mühe, Arbeit und Fieber, die Welt wurde leicht und weit; fern auf der Straße von Tiberias erhob sich ein leises Klingeln, rhythmisch wuchs und sank es, wurde stärker und voller, kam näher und wurde vielstimmig, bis die Kamelkarawane unter meiner Terrasse vorüberzog, unhörbar leisen Trittes, langsam, wie Segelbarken über nächtlichem Meer, und wieder in die Dunkelheit verschwand; das Klingeln der Glöckchen ward schwächer und zarter, die Stimmen verschmolzen in eine, sanken rhythmisch und verstummten endlich in der Nacht.

### »Wasserarm«

Mit dem Tone lebhaftesten Bedauerns sagt der wohlwollende »Sympathiker«: Ja, alles gut und schön, aber Palästina ist doch ein wasserarmes Land - und du siehst die durstige Wüste vor dir, in der jede Mühe um landwirtschaftliche Produktion zum Scheitern verdammt ist. Wer aber mit dieser Vorstellung nach Palästina kommt, ist verblüfft über den überall quellenden und sprudelnden *Wasserreichtum*. Jawohl, Wasser ist das Lebenselement der Pflanze, ist die Grundlage agrarischer Produktion. Und dieses Element, diese Grundlage besitzt Palästina in reichem Maße. Dieses Land, so groß wie Mähren, hat *nur* einen großen Fluß, der Jordan, *nur* zwei große Seen und einen kleineren, *nur* 250 Kilometer Seeküste. Auf den Bergen, in den Tälern, in den Ebenen fließen zahllose Quellen, Bäche, Fließchen. Wo man bohrt, erbohrt man Brunnen. Bei Jericho, 400 Meter tiefer als das Mittelmeer, im glühendheißen Jordantal, entspringt eine Quelle, die sogleich einen schönen Teich bildet; ich habe darin gebadet, im brennenden Juli, und das Wasser hatte 16 oder 17 Grad. Der hebräische Schullehrer in Hebron, ein Fachmann für die Kenntnis Südpalästinas, wies uns die Doppelquelle, die Kaleb seiner Tochter Achsa zu Lehen gab; dies müsse die Stelle sein, die mit den »oberen und unteren Quellen« des Buches Josua gemeint sei. Ich will dem Fachmann nicht nahetreten; aber es gibt mehr Stellen in Palästina, wo doppelte und mehrfache Quellen entspringen. Hart neben Beth Alpha, unserer östlichsten Emeksiedlung im Komplex Nuris, springen dreißig Quellen aus dem Hange des Gilboa-Gebirges und bilden den Bach Schachne, *einen* der Bäche, die in den Hauptfluß des östlichen Emek fallen, den Goliathbach. Seine Quelle, En Charod, auf dem Boden unserer gleichnamigen Siedlung, fließt, schon ein stattlicher Bach, aus mächtiger Felshöhle.

Und was soll ich vom dem Widerspruch sagen, in den sich der wohlwollende Sympathiker stürzt, wenn er im selben Atem mit der Wasserarmut Palästinas die Schwierigkeit beklagt, daß die meisten von uns erworbenen und zu erwerbenden Böden *versumpft* sind? Was ist Sumpf? Ungeregelte Wasserfülle. Nahalal war das schrecklichste Sumpfnest Palästinas, unbebaubar, fieberverseucht, wertlos. Nach einem Jahre schwerer Arbeit – sehr schwerer, aufreibender, heroischer Arbeit, aber nach einem einzigen Jahre war Nahalal entsumpft und anbaureif, fieberfrei, eine Perle. Das Wasser, das den Sumpf gebildet hatte, läuft in Drainageröhren gedeckt ab, rauscht als munterer Bach in den Hauptbewässerungsgraben und wird von da durch ein sorgsam ausgedachtes System von Gräben,

allein durch die Kraft der eigenen Schwere, über eine weite Fläche üppiger Pflanzungsböden hin verteilt. Die Araber, die früher hier verkamen, hießen die Quelle »Todeswasser«: wer daraus trinke, müsse sterben. Die »Todesquelle« versorgt heute das blühende Dorf Nahalal mit einer Ueberfülle klaren, kühlen, gesunden Wassers; gewiß, auch die Siedler von Nahalal werden einmal sterben, aber, mit Gottes Hilfe, nach hundertzwanzig Jahren, an Altersschwäche. Ich habe das Wasser direkt aus dem Drainagegraben getrunken, es war frisch, wohlschmeckend, und die Analyse schien mir sehr glaubhaft, die es als vollkommen gesund bezeichnet.

Wasserarm ist vielleicht Jerusalem, das hoch oben auf dem Karstplateau des Judäischen Gebirges sitzt. Dort trinkt man meist Zisternenwasser, das nicht sehr frisch schmeckt. Aber wer »Regierungswasser« hat, das heißt die von Salomo gebaute, von den Engländern wiederhergestellte Wasserleitung im Hause hat, der kann unbesorgt täglich baden und Wasser verbrauchen so viel er will, und das Wasser ist kalt und frisch; in der alten Stadt gibt es noch vergleichsweise wenige Häuser mit Wasserleitung, in den neuerbauten jüdischen Stadtvierteln fehlt sie in keinem Hause.

Trotz alldem ist doch unleugbar, daß in Palästina durch volle sechs Monate, von Anfang Mai bis Anfang November, kein Tropfen Regen fällt und das ganze Land, je weiter diese Jahreszeit voranschreitet, immer mehr und mehr von einer weißen Staubschicht überzogen und immer durstiger und durstiger wird. Ebenso ist es eine Tatsache, daß ein Teil der Flüsse Palästinas, vor allem im südlichen Kalkgebirge, nur im Winter und Frühling Wasser führt und im Sommer trockene, steinige Wadis bildet. Dies war im Altertum anders und wird wieder anders werden, wenn wir die Sünden der vielen Jahrhunderte, die Palästina verkarsten ließen, gutgemacht haben werden. Leicht ist es nicht und billig auch nicht. Aber es ist möglich und es wird geschehen. Schon jetzt sind die schüchternen Aufforstungsversuche in Palästina auch dem flüchtigen Besucher sehr deutlich sichtbar und nach sechs Jahrhunderten gibt es schon wieder etwas im Lande, was den Namen *Wald* ehrlich verdient. Auch die Drainage der Sümpfe und die Verteilung ihres Wassers über große, bisher trockene Flächen trägt zur Aenderung des Klimas bei.

Das ist ein großes Wort: Aenderung des Klimas. Aber nicht so phantastisch wie es scheint. Die Leistung der Engländer in Aegypten ist nirgends so prägnant, so sinnfällig, so handgreiflich geworden wie in dem schlichten meteorologisch-statistischen Datum: »Seit der Besetzung Aegyptens durch Großbritannien ist die mittlere Jahrestemperatur des Nillandes um zwei Grad Celsius gesunken. Palästina ist für solche Arbeit geeigneter, denn es ist nicht ein schmaler Streifen, zwischen zwei Mauern glühender Wüste gepreßt. Wir werden es schaffen. Und wenn die kahlen Berge des Judäischen Karstes bewaldet sind, werden die Flüsse das ganze Jahr strömen, vielleicht wird auch der Sommer aufhören, regenlos zu sein, die mittlere Jahrestemperatur wird um wenige Grade sinken und das blühende Land wird all die Mühe, all die Opfer, all die Sorgen reichlich lohnen, die ein Geschlecht von heroischer Selbstentäußerung, ein Geschlecht echter Pioniere heute in die Wiedererweckung von Erez Israel wendet.

### **Das Historische.**

Landschaftliche Schönheit macht Palästina zu einem Lande, das an Anziehungskraft für Touristen mit der Schweiz und Italien wetteifern kann; natürliche Fruchtbarkeit zu einer Arbeitsstätte, die in naher Zukunft alle aufgewandte Mühe tausendfältig belohnen wird; das Historische erst gibt ihm seine menschliche Größe und Bedeutung. Du fährst mit einem Eisenbahnzuge – Schlafwagen, Speisewagen, Post und Gepäck und Schaffner und Raucher und Nichtraucher – in einen nüchternen Bahnhof ein, wie er an jedem gleichgültigen Punkte Europas stehen kann, in Prerau oder Bitterfeld, und an der Bahnhofsmauer stehen die Silben: *Jerusalem*. Und ein ungeheurer Taumel, eine tiefe Verwirrung fällt über dich, ein Brausen zahlloser Stimmen, das Brausen von drei Jahrtausenden.

Dieser Ort war ein Zentrum der Weltkultur, als die berühmten Urwälder Nordeuropas noch viele Jahrhunderte zu schlafen hatten, ehe die ersten Vorposten der germanischen Stämme sie betraten. Und die Tradition ist niemals, niemals in diesen Jahrtausenden abgerissen. Fühlst du, was eine unzerstückelte Tradition von drei Jahrtausenden bedeutet? Hier, in Palästina, das Kanaan ist und Erez Israel, empfindest du es bei jedem Schritt.

Ich stand in Hebron auf der siebenten Stufe der Treppe, die zu der alten Moschee hinaufführt, der Moschee, die die Höhle Machpelah mit den Gräbern Abrahams und Sarahs, Isaaks und Jakobs deckt. Nur Mohammedaner dürfen sie betreten, Fremde müssen auf der siebenten Stufe stehen bleiben, wo ein Spalt in der Mauer hineinführt bis in die uralte Grabeshöhle. Jemand sagte: es sei eine Schmach, daß diese schmutzigen Araber uns den Zutritt zu *unserem* alten Nationalheiligtum verwehren dürften. Ich erlaubte mir zu bemerken, wir hätten ihnen dankbar zu sein. Als Rom uns verjagt hatte und Rom selbst zusammenbrach, blieb Palästina mit seinen Heiligtümern, unseren Heiligtümern, herrenloses Gut, »res nullius«. Und die Araber, die, ein junges, aufstrebendes Volk, Besitz ergriffen von dem verlassenen Lande, sie hatten nicht die Unbekümmertheit des Geschichtslosen, sondern sie fühlten, daß diese Steine lebten, zitterten vor Vergangenheit. Sie nahmen sich der verwaisten Heiligtümer an, adoptierten sie oder ließen sich von ihnen adoptieren und erklärten diese Höhle Machpelah, den Berg Moriah, auf dem Salomos Tempel gestanden, und ungezählte andere Orte uralter Verehrung zu ihren Kultstätten, zu ihren höchsten und heiligsten Kultstätten, die sie nicht besser ehren zu können vermeinten, als wenn sie jedem Ungläubigen den Zutritt verwehrten. Sie sahen ja, wie die hochzivilisierten Heere des Westens, die unter dem Zeichen des Kreuzes nach Palästina zogen, um das Land für die Religion der Liebe zu erobern, wie sie an den Orten hausten, deren Sinn ihnen verschlossen war. Hätte der Islam diese Stätten nicht bewahrt, auf seine Art bewahrt, sie wären längst in einen Sumpf von Zerstörung und Gleichgültigkeit versunken. Wenn wir die große Nachbarnfrage in Palästina in menschlichem, würdigem Sinn lösen, werden wir nicht mehr genötigt sein, in Hebron auf der siebenten Stufe stehen zu bleiben ...

Alles was in Palästina durch seine Erscheinung Eindruck macht, erhält noch einen besonderen Zauber durch das Historische. Die Quelle in Jericho, in deren kühlem Sammelbecken ich badete, heißt heute Quelle des Elisa: der große Schüler des größeren Eliahu hat ihr vordem bitteres Wasser süß gemacht. An der Quelle En Charod, die als stattlicher Bach aus der Felsenhöhle am Fuß des Gilboa-Gebirges strömt, dicht neben unserer neuen Ansiedlung, hat Gideon auf Gottes Befehl seine Krieger geprüft, »wer das Wasser leckt wie ein Hund und wer niederkniet zum Trinken«, die große Schar heimgesandt und das kleine Häuflein bei sich behalten. Und drüben, jenseits des Emek, der schön geformte Berg, wie ein Wächter über der Ebene, heißt heute wie im Buch der Richter Giwath Hamoreh; an seinem Fuße in der Ebene, im Emek, lagerte das Heer Midians, das Gideons dreihundert Mann schlugen. Auf Gilboa, dessen Hang unsere großen Kwuzoth siedeln, En Charod, Tel Joseph, Beth Alpha, verlor Saul seine letzte Schlacht. Siehst du drüben, wo der Emek sich weitet und in das Jordantal übergeht, den gelben, breiten Hügel, von der Abendsonne beglänzt? Es ist die Trümmerstätte des alten Beth-Schan, an dessen Mauern Sauls Leichnam am Tage nach der Schlacht hing. Und am Hange von Giwath Hamoreh, jenseits, von hier nicht sichtbar, liegt ein kleines, armes Araberdörfchen, ein paar Lehmhäuser, deren Bewohner ihre Bergfelder mühsam bebauen: Endor, von dessen weiser Frau Saul sich am Abend vor dem Kampfe Samuels Geist beschwören ließ. Das Nachbardörfchen heißt Nain; es liegt gerade Nazareth gegenüber und auf einem Ausflug hierher hat der berühmteste Sohn von Nazareth eines seiner Erstlingswunder vollbracht. Außerhalb von Tel Awiw baut man eben jetzt ein Villenviertel; auf die Frage, wie die Stelle heißt, erhältst du die Antwort: Bne Brak; es ist der Ort, an dem die fünf Weisen der Peßach-Hagadah über ihren Diskussionen die Zeit vergaßen. In Schuni arbeitet, nahe der Meeresküste, in hügeligem Dünenvorland eine jüdische Kwuzah. Ihre Wohn- und Wirtschaftsgebäude sind in die Reste eines antiken Amphitheaters gebaut, als Brunnentrog, woraus ihre Rinder und Pferde trinken, dient ihnen ein römischer

Sarkophag (wer denkt nicht an Goethes Wanderer?). Du stehst an der Jordanbrücke, die heute noch im Munde der arabischen Bauern die »Brücke der Töchter Jakobs« heißt, und vom Gebirgshange strömt eine große Ziegenherde zur Tränke herab, muntere Tiere mit glänzend schwarzem, lockigem, üppigem Vlies. Eine Stimme spricht die Worte des Liedes der Lieder: »Deine Locken sind wie die Ziegenherde, die vom Gebirge Gilead herabsteigt« - und du gewahrst fast erschreckt: es *ist* das Gebirge Gilead, von dessen Hang die Herde herabkommt.

Die Männer und Frauen von En Charod, die in hartem Ringen den einst so üppigen Boden neuer Fruchtbarkeit wiedergewinnen, haben nicht Zeit und Muße, an Gideon und Saul zu denken; Gilboa ist ihnen die Grenze ihrer Gemarkung, der Emek, das hundertfache Schlachtfeld, der Boden, den sie im friedlichen Kampf zu erlösen haben, mit der Pflugschar, nicht mit dem Schwert, das Dorf Sunem drüben nicht die Quelle tausendjähriger Erinnerung an die junge Magd Abisag, die dem greisen David diente, sondern Emekboden, der *noch* den Arabern gehört, demnächst aber in unsere Arbeits-hände kommt. Sie haben nicht Zeit für sentimentale Regungen; aber Gideon und Saul, Gilboa und Sunem, die hundert Schlachten im Emek und die tausendjährigen Reminiszenzen sind ihnen irgendwie ins Blut übergegangen, leben in ihrem Unterbewußtsein und gehören zu den stärksten Quellen der Kraft unseres Mutes, der Hingebung und Opferbereitschaft, die sie täglich, stündlich zu bewähren haben.

### Gegensätze.

Man merkt in Palästina, daß man aus der »gemäßigten« Zone herausgekommen ist: der ganz feine Nebel, der über allen Dingen in Europa liegt, selbst in Zeiten hellster Klarheit, und der uns nur nicht zum Bewußtsein kommt, der alle Gegensätze mildert, Unterschiede abstumpft, dieser Schleier hat sich gehoben und in schreiendem Kontrast stürzen sich die Farben, die Formen, die Töne aufeinander. Die Luft ist von unendlicher Klarheit; die Sonnenhitze duldet keine Dünste; und so fehlt auch das Medium, das die Widersprüche in übergangsbereite Nuancen abtönt. Es ist heller, sonniger, weißblendender Tag; die Sonne geht unter; und fünf Minuten später ist es stockdunkle, schwarze Nacht.

Ein Drittel des Landes ist Ebene, ein Drittel Gebirge, ein (schwaches) Drittel Depression (Land tiefer als das Meeresniveau). Von der Ebene ist ein Drittel sandige Steppe, wüstenähnlich; ein Drittel Küstenland voll Sanddünen; ein Drittel üppiger, zum Teil versumpfter Humusboden. Das Gebirge wird durch die Ebene Jesreel in zwei Teile zerschnitten, so verschieden voneinander wie Schwarz und Weiß: alles was südlich von der Senke liegt, Judäa und Samaria, ist Sediment, weißgelber, im Sonnenschein blendend weißer Kalk, größtenteils verkarstet und kahl, voll abenteuerlicher Formen, wirr durcheinandergerüttelt, schroffe Wand neben tiefer Schlucht; alles was nördlich vom Emek liegt, Galiläa, ist Produkt urzeitlicher Eruption, dunkelbrauner, im Schatten schwarzer Basalt, fruchtbar, dicht begrünt, mit sanft geschwungenen Hügelrücken und lachenden, offenen Talfluren; nur am Ostrand mit jähem Absturz, dort wo vor Hunderttausenden von Jahren der furchtbare Einbruch erfolgte, der als wunderbare Spur die Jordanfurche mit dem Toten Meer, 400 Meter tiefer als das Mittelländische Meer, zurückließ, die tiefste Depression auf der Erdoberfläche; die Erzählung von der Zerstörung Sodoms und Gomorrhhas mag ein Nachklang dieser ungeheuren Katastrophe sein. Eine vierstündige Autofahrt bringt dich vom Meeresstrand bei Jaffa über Jerusalem nach Jericho; über mühsam das Gebirge erklimmende Serpentinaen bis auf 800 Meter Seehöhe und wieder über halbschneidende Windungen jäh bergab auf 400 Meter unter Null; die Endpunkte der Fahrt sind in der Luftlinie nur 70 Kilometer voneinander entfernt.

Vor vielen Jahren sah ich in einer Ausstellung ein Gemälde: »Alte und neue Zeit«. Ein grünes Waldtal im Herzen Deutschlands, auf der Höhe der Talwand die romantische Ruine einer

Ritterburg, im Talgrund eine große moderne Fabrik mit qualmenden Schloten. Das Bild machte Eindruck mit dem in epigrammatische Form gedrängten Gegensatz zweier Epochen. Aber wie groß ist der Gegensatz im Grunde? Er verknüpft die Endpunkte einer Entwicklung von vier, höchstens fünf Jahrhunderten. In Palästina stehen die lebendigen Zeugen undurchdringlicher, prähistorischer Entwicklungen in aller Frische und hart nebeneinander vor unsern Augen. Dabei denke ich gar nicht eigentlich an die alltägliche Begegnung von Kamelkarawane und Automobil, von Botschaft tragenden Reitern und Telephon, von Wasserschöpfkrädern ältester Bauart, wie die Reliefs Altägyptens sie zeigen, und Pumpwerken mit Dieselmotoren. Aber in Beisan, wo der Emek Jesreel sich weitet und in das Jordantal übergeht, sah ich arabische Fellachen, fleißige, unermüdliche Bauern, auf sorgsam bewässerten Feldern ihr Getreide bauen und dicht daneben, jenseits der durch kein sichtbares Zeichen festgestellten, nur auf den Landkarten durch eine ideelle Linie markierten »Grenze seßhaften Wohnens«, Beduinen in ihren schwarzen Zelten sitzen und ihre schwarzen Schafe über die weite, braune Steppe des Jordantals treiben. Jahrtausende um Jahrtausende scheiden den Sohn der Steppe, der kein Eigentumsrecht am Boden kennt, der kommt und geht, wie die Jahreszeit und der Zustand der Weiden es ihm vorschreiben, der den Pflug noch nicht erfunden, die Blutfehde noch nicht verlernt hat, von dem Ackersmann, seit Jahrhunderten an die gleiche Scholle geheftet, mit ihr verwachsen auf Leben und Tod, der pflügt, sät, erntet, drischt, friedsam und beschaulich lebt, seinen Schutz von der Obrigkeit erwartet.

Wunderst du dich noch, in diesem Land, im Zeitraum weniger Minuten, im glühenden Sonnenbrand der weißen Landstraße dem Fellachen zu begegnen, der unterm Sonnenschirm auf seinem Esel reitet und seine Frau, gebückt unter schwerer Last, hinterdrein gehen läßt, und der gepflegten, von ihrem Gatten verwöhnten englischen oder amerikanischen Lady im Auto, während auf dem Feld nebenan jüdische Arbeiter und Arbeiterinnen miteinander sich mühen, *Chawerim*, Genossen der Mühe und ihres Lohnes, Mitglieder einer auf Arbeit und Gleichheit gestellten sozialen Gemeinschaft? Und je mehr du von Palästina kennen lernst, je tieferen Einblick du in das Leben und Weben dieses merkwürdigen Landes gewinnst, desto größer wird deine Verwunderung darüber, wie der Gegensatz bis in die letzten Verzweigungen der Gesellschaft dringt. Juden, Christen, Mohammedaner, Weiße, Braune, Schwarze drängen sich auf den Straßen; und innerhalb jeder Gruppe, welche Mannigfaltigkeit unüberwindbarer Kontraste! Unter den Christen die rationalistischen, an Palästina historisch interessierten Protestanten (selbst wieder deutlich in deutsche und englisch-amerikanische Sekten geschieden), die in romantisch-sentimentaler, das weltliche Interesse nie aufgebender Mystik das Land liebenden Katholiken, die ihm in hinströmender, sich selbst aufopfernder Liebe hingegebenen Russen – ganz zu schweigen von exotischen Sekten, wie den Kopten, Armeniern oder den als groteske Karrikaturen einherwandernden Abessyniern. Und unter den Juden: welche Abgründe zwischen Aschkenasim und Sfarim und Jemeniten, amerikanischen, russischen, bucharisch-persischen und marokkanischen Juden; zwischen dem Almosenempfänger mit stattlichem Bankkonto und dem Sohne aus reichem, europäisch-jüdischem Haus, der seine gesicherte Zukunft aufgegeben hat, um eines schweren, an Mühen und Gefahren reichen, an materiellen Genüssen und Aussichten aber bitter armen Lebens willen; zwischen der extremen Orthodoxie, der die religiöse Form zum fehlerlos funktionierenden Mechanismus des äußeren Daseins geworden ist, und der ebenso extremen Irreligiosität, deren täglich neu errungenes Leben so voll ursprünglichsten quellenden Gottesbewußtseins ist!

All das lebt hier neben- und miteinander; all das *liebt* dieses Land, Mutterschoß und Wiege großer Gedanken, die wie Blitze von Gegensatz zu Gegensatz überspringen, Widerstrebendes versöhnen, den Haß selbst Liebe lehren, Mensch an Mensch binden. Dieses Land ist eine große Lehre; o möchte sie noch einmal hinausgehen in die Welt von Zion, das Wort Gottes von Jerusalem!

### III.

## Der Rahmen

### Die Städte

Jerusalem ist die bedeutendste, Haifa die schönste, Tel Awiw die lebendigste Stadt Palästinas. In Jerusalem ist alles konzentriert, was charakteristisch ist am palästinensischen Judentum: im jüdischen Quartier der Altstadt das bodenständige sfardische Element, tätig, geschäftstüchtig, allerdings mit orientalischen Methoden; in den Chalukahvierteln der alte Jischuw, träge und indolent, aber gleichzeitig auch intolerant, zusammengewürfelt aus Marokko und Persien, Buchara und Polen, Rumänien und Bagdad mehr bunt als schön; in den »neuen« Stadtteilen, die jetzt auch schon recht alt sind, die – ehrenamtlichen und besoldeten »Beamten«, die offizielle Welt des neuen jüdischen Palästina, die *Klaltuer*; junge und alte, mit dem nicht immer willig anerkannten Zentrum, der »Hanhalah«, der zionistischen Exekutive, jener Flucht von dreißig Bureauräumen, die heute wirklich schon etwas wie das Ministerium des jüdischen Palästina bedeuten, an derselben Jaffastraße, die zugleich auch das kommerzielle Zentrum Jerusalems ist, mit großen und kleinen Läden, Advokatenbureaus, Druckereien, Restaurants, Banken und dem großen Kino; dazu gehören auch die wirklich neuen jüdischen Vororte, Talpioth, Rechawjah, Beth hakerem, wo alle die kleinen Beamten, Ingenieure, Lehrer, Aerzte, Advokaten wohnen und die Industrie- – nicht -Kapitäne, sondern -Korpolale, alle auf der Leiter zur höchsten Macht, alle mit dem Marschallstab im Tornister, aber alle etwas provinziell, schüchtern, in kleinen Geldsorgen begraben. Und mitten dazwischen und zugleich doch außerhalb, irgendwie daneben, die zentralen Institutionen der Arbeiterschaft, vor allem der Solel Boneh, der doch in Palästina noch immer den alten Namen, *Misrad* schlechthin, führt, und drüben in Ratisbonne, hoch oben, die Lagerbaracken, wo zweihundert fleißige Arbeiter des Gdud awodah hausen – die ganze neue Stadt beherrschend, vielleicht symbolisch. Wenn man ein paar Tage hintereinander je zwei Stunden in dem langen Korridor der »Hanhalah« auf- und abgeht, zum Schrecken und zur Verzweiflung des wackeren sfardischen Dieners, der strengen Befehl hat, hier niemand auf- und abgehen zu lassen, wenn man aber doch hier auf- und abgeht, begegnet man unfehlbar allen Menschen, die in Palästina, von Gaza bis Metullah, etwas bedeuten, allen Touristen, die eben im Lande sind, allen Projektmachern und Postensuchern, allen denen, die gern oder ungern immer wieder Fühlung nehmen müssen mit dem Mittelpunkt des jüdischen Werdens im Lande.

Haifa ist die Zukunft. Jeder echte Haifaer Jude sieht schon das Hamburg überflügelnde Getriebe im künftigen Hafen, sieht schon die großen Fabriken in der Kischon-Niederung dampfen, hört das Brausen des Werkverkehrs und das Klingeln des Goldes. Die große Mühle läuft in Vollbetrieb, die große Zementfabrik ist der Vollendung nahe, die Bureaus der internationalen Handels- und Speditionsgesellschaften zwischen Hafen und Bahnhof eskomptieren künftige Größe voraus, und hier bauen sich alle reichen Menschen ihre Häuser und alle die, die gern dicht neben reichen Menschen wohnen wollen. Der Karmel ist Cottage und Sommerfrische für ganz Palästina. Hier gibt es komfortable Hotels, Pensionen, Villen, ein Sanatorium, hier ist es süß, von künftigen Anstrengungen, die viel Geld einbringen werden, auszuruhen mit dem Blick auf die weiße Stadt und die braune Kischon-Niederung – siehe oben – und auf das blaue, unsäglich blaue Meer.

Tel Awiw ist ein Ameisenhaufen. Hier schwelgt man nicht in künftigen Paradiesen, hier läßt man sich von Geldsorgen nicht einschüchtern; man nutzt den Augenblick. Tel Awiw ist ein Parvenü, mit manchen ästhetisch nicht ganz erfreulichen Manieren; aber vergessen wir nie, daß die Kinder der

Parvenüs meist die kultiviertesten Menschen sind. Wie stolz sind die Tel Awiwer auf Wasserleitung, elektrisches Licht, auf das W.C. in jedem Hause! Und wie bienenemsig arbeiten sie daran, diese unglaubliche Erscheinung glaubhaft, natürlich, selbstverständlich zu machen! Viele Häuser sind geschmacklos und mangelhaft gebaut: wohlan, wir bauen größere, schönere, geschmackvollere und bessere. Es ist sehr schnell gegangen und überraschend erfolgreich, vielleicht *zu* schnell und *zu* erfolgreich; aber hier lebt es, hier drängt es, hier treibt es vorwärts. Wer träumen will, der lege sich an den Strand und zähle, wie viele Wellen in der Stunde ans Ufer rollen; Die Leute von Tel Awiw träumen nicht, sie gehen mit eiligen Füßen durch ihre aus der Sanddüne gezauberten Straßen, die Ellenbogen fest eingestemmt, und machen Busineß, – und bauen das Land mit, so gut wie die Bueraukraten von Jerusalem und die Arbeiter im Emek, jeder auf seine Art.

Tiberias und Safed sind Provinz.

Man lebt rasch und gesellig in den Städten, aber eins fehlt und ich lobe den Mangel: in diesen Städten mit 10.000, 20.000 und 40.000 Juden gibt es kein Kaffeehaus und keine Spielkarten. Man spielt, wenn man spielen will, Schach, und wie könnte es anders sein in dem Lande, zu dessen Bürgern sich Schmarja Levin zählt –, aber Karten habe ich keine gesehen. Die vom Bezalel herausgegebenen sind sehr hübsch vom künstlerischen Standpunkt, aber zum Spielen ungeeignet. Man merkt es hier nicht. Und das ist etwas Großes. Die Bourgeois in dem »bürgerlichen Nest« Tel Awiw haben ausnahmslos etwas sehr Boheme-Mäßiges und, so darf man hinzufügen, die palästinensischen Bohemiens tragen alle recht schwer an dem Bewußtsein der Verantwortlichkeit für die Gesamtheit. Das ist nicht europäisch, aber vielleicht gerade gut.

### **Das Wunder von Tel Awiw.**

Die Entwicklung in Palästina geht oft ungeheuer rasch, was drei oder vier Jahre alt ist, gehört einer längst überwundenen Periode an, neu ist nur, was eben im Entstehen ist. Tel Awiw ist *uralt* – datiert seine Gründung doch vom Jahre 1908! Damals war eine hoffnungsfrohe Zeit in Palästina. Die Zionistische Organisation hatte feierlich – nach heftigen Kämpfen, wie gewöhnlich – beschlossen, mit der Kolonisationsarbeit in Erez Israel zu beginnen, eine erste Siedlung, Ben Schemen, war 1906 entstanden, 1907 errichtete die Organisation ihr »Palästinaamt« in Jaffa unter der Leitung Dr. Ruppins, mit dem enormen Jahresbudget von, wenn ich nicht irre, 70.000 Francs. Alles schwelgte in Plänen, Hoffnungen, Entwürfen – die nächsten Jahre sahen auch die ersten genossenschaftlichen Siedlungen aus dem Boden wachsen, Kinereth, Daganiah, Chuldah, Merchawjah. Man zweifelte nicht daran, daß bald ein starker Einwandererstrom ins Land kommen, daß Landwirtschaft, Gewerbe, Handel einen mächtigen Aufschwung nehmen würden; und der Mittelpunkt von allem würde natürlich Jaffa sein, der Sitz des Palästinaamtes, *der* Hafenplatz von Palästina (Haifa war noch ein Dorf), der Ausgangspunkt der einzigen Bahnlinie. Was Wunder, daß findige Leute sagten: »Unter den tausenden von Einwanderern werden auch Reiche sein; die Armen wollen arbeiten, die Reichen aber wollen, so ist der Lauf der Welt, verdienen; also werden sie Fabriken gründen. Natürlich in Jaffa; wohnen aber werden die Industriellen in Jaffa nicht wollen. In der engen, schmutzigen, übelriechenden Araberstadt, sondern außerhalb der Stadt in Villen, mit Gärten, Parks, Boulevards«. Also, baute man, gründete man die Villenvorstadt, das Cottage von Jaffa, eine halbe Stunde vor der Stadt, mitten im Sand der Dünen. Es gibt eine Photographie, an einem heißen sonnigen Tag des Jahres 1908 aufgenommen: ein Ring von Menschen, in dessen Mitte die Grundsteinlegung von Tel Awiw vor sich geht, und ringsum weißer, leerer, öder Sand.

Es war ein bescheidener Anfang: eine Straße, rechts ein paar Häuser und links ein paar Häuser, vor jedem ein Garten – das heißt, ein Stück Düne, eingezäunt und mit einigen Bäumen, vielmehr Ruten bepflanzt. Das Ganze recht in der Einöde; von Jaffa hierher gab es keine Straße, die landesübliche

»Diligence«, der offene Stellwagen, schwankte mühselig durch den tiefen Sand und draußen zu wohnen war ein rechtes Wagnis. Aber die Gründer wußten, daß ein Name viel tut; und so nannten sie ihre Gartenstadt *Tel Awiw*, »Frühlingshügel«, und der Name zauberte der ärmsten Phantasie das Wunschbild einer üppigen Oase vor; und die Hauptstraße – vorläufig die einzige, die es gab – hießen sie Herzlstraße. Dann gab es neben der Herzlstraße noch eine merkwürdige Anlage mitten im Sand, von der man nicht wußte, sollte es Straße, Garten oder Park werden; jedenfalls hieß es – nur Lumpen sind bescheiden – *Rothschild-Boulevard*. Und als sie so weit waren, fiel den Leuten ein, daß sie doch etwas sehr wichtiges vergessen hatten: die reichen Fabrikanten, die hier wohnen würden, würden doch Kinder haben; ihre Kinder schicken solche Millionäre aber nicht zu Schuster und Schneider in die Lehre, sondern auf höhere Schulen; und so gründete man in *Tel Awiw* ein hebräisches Gymnasium. Der Nationalfond gab den Boden, ein englischer Palästinafreund, Moser, das Geld für den Bau, und bald stand, quer vor dem Ende der Herzlstraße, als letztes Gebäude, das das Bild des ganzen Ortes architektonisch abschließen sollte, ein breiter Monumentalbau, in welchem Lehrer aus Rußland, Oesterreich, Deutschland die Kinder unterrichteten, die russische Zionisten – vorläufig waren ja die Industriellen noch nicht eingetroffen – hierher sandten.

Das ist sechzehn Jahre her – eine ganze Ewigkeit. Und die Entwicklung der Zwischenzeit hat gezeigt, daß die Gründer von *Tel Awiw* sich mit all ihren Voraussagungen gründlich und vollständig verrechnet hatten. Der Einwandererstrom kam nicht, die Industriellen kamen nicht; dafür kam der Krieg und der türkische Armeekommandant Dschemal Pascha ließ die schon hübsch hoch gewordenen Palmen vom Rothschildboulevard ausgraben und an einer neuen Straße im arabischen Jaffa einpflanzen, wo sie heute noch stehen und angenehmen Schatten spenden (Die von Dschemal sich zum dauernden Andenken also geschmückte Straße heißt heute, natürlich, King George-Street). Und als nach dem Kriege die Einwanderung kam und mit ihr auch reiche Leute, da bauten die ihre Fabriken – welches Pech für *Tel Awiw*! – in der jetzt aufblühenden Hafenstadt Haifa. Sie wohnen dort tatsächlich nicht in der Araberstadt, sondern – wie jene Phantasten vorausgesehen hatten – in Villen, mit Gärten, Parks und Boulevards, nur daß diese jetzt eben in der Nachbarschaft von Haifa, auf dem Karmel, entstanden sind.

Und *Tel Awiw*? *Tel Awiw* ist eine nüchterne Geschäftsstadt geworden, das Zentrum von Handel und Gewerbe in Palästina, mit langen Straßen und kleinen und großen Häusern, mit Läden und Werkstätten, Bureaus und Mietkasernen – Jaffa, die Altstadt, ist heute Anhängsel, Vorstadt von *Tel Awiw*. Die Gärten sind voll üppigen Grüns, aber der erfrischende Hauch der Pflanzen wird übertäubt von dem Trubel eines heftig dahinbrausenden Großstadtverkehrs. Nur wenige Fabrikanten, wenig reiche Leute wohnen hier, aber 22.000 arbeitende, fleißige, ihrem Lebensunterhalt eifrig nachjagende jüdische Menschen\*). Der Bürgermeister ist ein Jude, der Polizist ist ein Jude, der Straßenkehrer ist ein Jude, hebräisch ist die einzige Amtssprache der Stadt, der *Township Tel Aviv*, die aus einer ganzen Reihe einzelner Gemeinden, Bezirke, besteht und deren Anleihebonds voriges Jahr vom New Yorker Markt willig aufgenommen wurden. Die Straßen sind weit hinausgewachsen in die sandige Küstenebene und hinunter bis an den flachen Strand mit Hotels, Kaffeehäusern, Badeanstalten; das Gymnasium ist von manchem neueren Haus an Größe und Pracht übertroffen und längst nicht mehr der Abschluß, vielmehr die Mitte der Stadt. Die Straßen sind betoniert, kanalisiert, elektrisch beleuchtet; jedes Haus hat Wasserleitung und Licht von der Rutenbergschen Kraftstation; die Narren, die seinerzeit den Sand um Phantasiepreise kauften, sind an den Bauparzellen schwerreich geworden und haben sich elegante Villen gebaut, wo sie sich eifrig damit beschäftigen, die Herrlichkeit von *Tel Awiw* zu bewundern und jedem Besucher eingehend zu beweisen, daß es der einzige Ort in Palästina ist, wo man vernünftigerweise wohnen kann. Nach Jaffa verkehren auf der guten Chaussee alle Augenblicke kleine, flinke Autobusse; man

---

\*) Das war im Sommer 1924. Anfangs 1925 schätzte man die Bevölkerungszahl von *Tel Awiw* schon auf 30.000 Seelen.



fährt kaum fünf Minuten und zahlt die kleinste gangbare Münze, einen halben Piaster. Und am Abend kommt die arabische Jeunesse dorée, die jungen Effendis, aus Jaffa in Droschken und Autos nach Tel Awiw an den Strand gefahren, um im »Kasino« der vom Rauschen der Meeresbrandung begleiteten Musik zuzuhören und bairisches Bier zu trinken. Die elektrischen Lampen flammen auf und ein Zeitungsjunge ruft unermüdlich: »Haarez, Haarez!« Und ich vergesse einen Augenblick, daß das der Titel einer Tageszeitung ist, und verstehe: *Das Land, Das Land!* Das ist das Land, dieses merkwürdige, tolle, heilige, alte, springlebendige, unberechenbare, schöpferische, nie auszuschöpfende Land der Wiedergeburt

### Die Araber

Die sechstausend Araber, die im Mai 1921 die jüdische Kolonie Petach-Tikwah überfielen, bestanden zum großen Teil aus Leuten, die seit Jahren ihren Lebensunterhalt als Lohnarbeiter eben in Petach-Tikwah erwarben. Die letzten, die vor dem Ueberfall noch in der Kolonie arbeiteten, warnten ihre Arbeitgeber und verließen den Ort, – um sich den Angreifern anzuschließen. Der Jude Plantagenherr, der Araber als Lohnkuli, das war das normale Verhältnis in diesen Kolonien; Sklaven aber haben die üble Gewohnheit, manchmal gegen ihre Herren zu rebellieren. Als die ersten jüdischen Kwuzoth sagten: Fort mit der arabischen Lohnarbeit – da schüttelten die *Kenner der Verhältnisse* den Kopf und unkten: Das heißt den Arabern den Kampf ansagen, das heißt sie in offene Feindschaft treiben. Aber siehe da! Der jüdische Arbeiter, der sein Feld selbst bearbeitete, und der arabische Fellach, der nebenan dasselbe tat, verstanden sich viel besser als die Nabobs und die Kulis von Petach-Tikwah, Rechoboth oder Rischon.

Man versteht einander, lernt von einander – nicht nur der Araber vom Juden, auch der Jude vom Araber –, hilft einander aus. Leider wird die »Politik« in den Städten gemacht, nicht im Emek oder in Galil. In der Stadt lebt jeder in seinem Kreis, ist befangen und engherzig. Und in der Stadt schreibt und liest man Zeitungen.

Jede Zeitung vertritt, die – größeren und kleineren – Interessen eines Kreises, eines Klüngels; einer Partei. Wenn ein Amerikaner die deutschen und die tschechischen Zeitungen liest, die in Böhmen erscheinen, so muß er glauben, zwischen Deutschen und Tschechen hier bestehe Blutfehde, erbitterter, haßerfüllter Kampf, gegenseitiger Boykott. In Wirklichkeit weiß das *Volk* wenig davon, nur die *Intelligenz*, die städtische Oberschicht kämpft – und auch diese meist nur in den Zeitungen. Im Leben handelt man miteinander, kauft und verkauft und die Politik ist entweder ein ideologischer Aufputz oder ein Mittel, um besser zu kaufen und zu verkaufen. Ebenso in Palästina. Die arabische Zeitung »El Karmel« bekämpft die Regierung wegen ihrer projüdischen Politik, das hebräische Tagblatt »Doar Hajom« wirft ihr ungerechte Bevorzugung der Araber vor; aber mancher jüdische »Politiker«, der hinter dem »Doar Hajom« steht, handelt mit manchem Effendi, der im »Karmel« seinen Kassandaruf ertönen läßt, zu beiderseitigem Nutzen und Vorteil um Boden, um Aktien, um Konzessionen.

Die Juden in der Stadt haben den unverzeihlichen Fehler, die Araber nicht sehen zu wollen. Ich saß im Hause eines Freundes, der am Rande von Jerusalem wohnt, der zehn Jahre im Lande ist und seit zwei Jahren dieses Haus besitzt, auf der schönen offenen Terrasse, von der aus man ein arabisches Dorf erblickt, zehn Minuten entfernt. Die Bauern und ihre Frauen gehen jeden Morgen von diesem Dorfe zur Stadt und bringen auf Kamelen und Eseln ihre Erzeugnisse: Hühner, Eier, Milch, Melonen, nach dem Markt. Jeden Nachmittag kehren sie heim und ihr Weg führt dicht an der offenen Terrasse meines Freundes vorbei. Jeden Tag sieht er sie kommen und gehen, fast blickt er in ihre Höfe hinein (das Dorf liegt etwas tiefer, in einem freundlichen Tal). Ich fragte ihn nach dem Namen des Dorfes, er wußte ihn nicht. Es ist ein Araberdorf; er nimmt sein Vorhandensein nicht zur

Kenntnis. Die jüdischen Städter verstehen kaum zehn arabische Wörter – die Arbeiter auf dem Lande verstehen meist Arabisch – selten, sehr selten ist ein Jude, der die arabischen Schriftzeichen lesen kann, obgleich sie auch nicht schwerer zu erlernen sind als die hebräischen oder lateinischen. Eher können die Araber Hebräisch.

Und doch sollten wir verstehen, daß dieses Volk sein Land mit ebenso berechtigter Liebe liebt wie wir es lieben und daß unsere Zukunft in hohem Maße von der Lösung der Frage abhängt, die ich nicht *Araberfrage* nennen möchte – es ist ebensosehr oder in höherem Maße eine *Judenfrage* –, sondern die *Nachbarnfrage*. Nicht von einer »radikalen« Lösung, sondern von einer verständnisvollen, freundlichen, menschlichen Lösung. Vorbedingung dafür ist der Wille zum Verständnis.

Ich habe vor ein paar Jahren ein Buch gelesen, in dem ein deutscher Gelehrter Volksmärchen arabischer Bauern in Palästina gesammelt hat, ein kleiner palästinensisch-arabischer Grimm. Nur in einem Dorfe, Bir Zet, las er diesen Schatz köstlichster Erzählungen auf. Und als ich auf der Fahrt von Jerusalem nach Nablus das Dörfchen Bir Zet sah, gelbe Häuschen unter sanften Oelbäumen, grün umbuscht, abseits von der Straße, fühlte ich mich freundschaftlich bewegt, dankbar und brüderlich. Wir wollen sie nicht als exotische Reste der Vorzeit, empfinden, diese Fellachen, sondern als Nachbarn, heute und künftighin. Dann werden wir ihren Fleiß, ihre Intelligenz, ihre Genügsamkeit besser schätzen.

Natürlich ist ein großer Abstand zwischen uns. Wie sie alles Getreide des Dorfes auf den »Goren« fahren und es dreschen: mit dem alten, primitiven Dreschschlitten im Kreise herum, stundenlang, tagelang, es dann mit der Worfel reinigen, so wie Vater Abraham es tat – das werden wir nicht nachahmen. Aber den »Goren«, die gemeinsame Dorftenne, haben wir eingeführt und die Chaluzim haben gelernt, daß das Kamel ein für dieses Land sehr geeignetes Transportmittel ist. Andererseits sind die Araber sehr eifrig im Lernen. Wir brauchen nur, beide, etwas Ruhe vor unseren Politikern, etwas Ruhe überhaupt, und die Nachbarschaftsfrage wird leichter zu lösen sein als die meisten glauben. Das Volk wird sie lösen, das Land, nicht die Stadt und ihre »Intelligenz«.

Viel kann die Regierung helfen und viel schaden. Leider besteht die englische Beamtschaft größtenteils aus »Colonials«, unechten Vertretern des britischen Menschentypus, Leuten, die nur an sich denken, nicht an ihre hohe Aufgabe, an den Nutzen, den sie bringen, an den Schaden, den sie stiften können. Aber schon die Ordnung und Sicherheit, die die Mandatsregierung geschaffen hat und an die das Land sich gewöhnt, sind ein großer Gewinn.

An einem mohammedanischen Feiertag ging ich zufällig die Straße des Kettentores nach dem Tempelplatz in Jerusalem hin. An Festtagen aber ist allen Nicht-Mohammedanern das Betreten der Kultplätze verboten (ein wohlthätiges Verbot, wenn man an die Scharen Baedeker-bewaffneter Touristen mit lärmenden Nagelschuhen in italienischen Kirchen denkt). Ich begegnete zwei arabischen Jungen, einfachen, 16- oder 18jährigen Burschen niederen Standes. Sie sprachen mich an: »Hajom assur«, heute ist es verboten, und da sie nicht mehr Hebräisch beherrschten, fuhren sie englisch fort: Es sei eben heute ein Festtag, auch morgen feiere man noch, aber von übermorgen früh an sei der Tempelplatz wieder zugänglich. Das Ganze nicht im Ton der Ranküne, des Eifers, ein stolzes Vorrecht zu wahren, des Hohnes auf den in seiner Absicht gehinderten Fremden, sondern im Ton höflichen Bedauerns. Darf man es symbolisch nehmen? Das Bedauern, daß es heute noch verboten ist, sich zu verständigen, auch morgen noch unmöglich, leider, aber übermorgen stehe das Tor offen ...? Hoffen wir es und vertrauen wir darauf, daß zwei arbeitende, ihr Land liebende Völker sich die Hände reichen werden, wenn erst das Tor aufspringt.

## Der Oelberg.

Es gibt aber, neben Juden und Arabern, noch eine dritte Macht im Lande und das ist der Oelberg. Er hat einen gewissen Ruf in der Welt; hunderten von Millionen ruft sein Name die Vorstellung einer Nacht hervor, einer Nacht voll tiefsten, innigsten Leides voll bitterster Enttäuschung über die Menschen, die den reinsten Willen nicht verstehen mögen. Aber hoch über dem Garten Gethsemane, über dem Russenkloster noch, das ihn überragt, steht auf dem Rücken des Berges das Bauwerk, das heute, im lebendigen Palästina, schlechthin der Oelberg heißt und im offiziellen Jargon »Government House«.

Auch dieses Haus hat schon seine Schicksale, obgleich es keineswegs alt ist. Im Jahre 1898 war Kaiser Wilhelm II in Jerusalem und ihm zu Ehren – hier war es doch, wo er sich als den »einzigsten Freund des Islam« in die Welt posaunte – wurde am Jaffator eine Lücke in die altherwürdige Stadtmauer gebrochen, damit er noch zwanzig Meter weiter und bis in die Altstadt fahren könne. Er war ein leidenschaftlicher Bauherr und manche Kirche und manches Kloster zeugt in wilhelminisch-romanischem Stil von seinem Geschmack. Das reinste Denkmal seiner Vorstellung von Architektur ist in Palästina das Auguste Viktoria-Hospiz, wozu er damals den Grundstein legte, eben der »Oelberg«, Kloster, Palast, Kirche in einem, ein mächtiger, protziger, den Sinn der Landschaft mordender Bau. Im Kriege war er der Sitz des türkisch-deutschen Hauptquartieres, der Horst Dschemal Paschas, des »Würgers von Syrien«. Als die Engländer ihn verjagten, setzten auch sie ihr Headquarter hier fest, in dem stolzen Schloß, das Tommy *the Kaisers Palace* zu nennen pflegte. Und als die Militärverwaltung der Ziviladministration Platz machte, blieb doch der Sitz der Regierung unverändert. Kaiser Wilhelm hat dem siegreichen Feind das Haus gebaut; der Feind aber ist pietätvoll und im Thronsaal des Government House bewundern die Gäste bei offiziellsten Anlässen heute noch die lebensgroßen Porträts Wilhelms und Auguste Viktorias ...

Die Engländer machen sich im Lande nicht sehr bemerkbar. Sehr selten sieht man einen indischen Soldaten, selten ein Panzerauto der R.A.F. (Royal Air Force, Fliegertruppe); hie und da einen dicken roten, Iren von der Spezialgendarmerie und sonst nur palästinensische, inländische, meist arabische Polizisten und Gendarmen. Die Beamten und Unterbeamten aller Zweige des Zivildienstes tragen die gleiche unscheinbare, dem bürgerlichen Sportanzug so ähnliche Uniform aus Khakituch. Ich weiß nicht, wie viele Menschen in jedem Staat Mitteleuropas jahraus jahrein darüber nachdenken, durch welche raffinierten Unterschiede der »Adjustierung«, der Farben, Litzen, Knöpfe, Kappen, Rockaufschläge, man einen Briefträger vom Bahnschaffner und unter den Bahnschaffnern wiederum den der elften von dem der zwölften Rangsklasse leicht unterscheidbar machen kann – freilich nur für Eingeweihte, die bereit sind, Jahre an dieses Studium zu setzen. Die Engländer haben das Problem, in Palästina wenigstens, sehr einfach gelöst: alle tragen die gleiche Uniform und auf der Achsel in Messingbuchstaben die Bezeichnung von Amt und Rang. Und da es drei Amtssprachen gibt, steht die Bezeichnung auf der rechten Schulter englisch, auf der linken arabisch und auf der linken Brustseite hebräisch.

Man sieht die Engländer nicht – aber man merkt ihre Wirkung. Es herrscht Ordnung und Sicherheit und ein starkes Gefühl der Autorität. Nirgends sah ich so strenge Polizisten wie in Aegypten und Palästina, nirgends einen so absoluten Respekt der Bevölkerung vor dem Hüter des Gesetzes. Die Juden sind gewiß im allgemeinen nicht allzu autoritätsfromm und Wagenlenker und Chauffeure lieben es auf der ganzen Welt, der Polizei ein Schnippchen zu schlagen; aber jüdische Droschkenkutscher und Autoführer in Palästina, sonst eine kühne und keineswegs schüchterne Gesellschaft, werden ganz kleinlaut, fast ängstlich, wenn sie einen Policeman in Reichweite ahnen, und gehorchen seinem leisesten Wink. Zweifellos hat die englische Verwaltung dem Lande viel Segen gebracht. Es wurde Ordnung in den Finanzen geschaffen, der Verkehr entwickelt, aus der Steuergesetzgebung

einige besonders drückende Härten beseitigt, die Sanierung des Landes energisch in Angriff genommen (allerdings mit weitgehender Mithilfe des jüdischen, zionistischen Gesundheitswerkes der amerikanischen »Hadassah« und der »Goutte de Lait« – Stiftungen von Nathan Straus) und, zum erstmal, auch der arabischen Bevölkerung ein von Missionsabsichten freies Schulwesen errichtet. Während in der türkischen Zeit jeder Beamte ein Bakschischsammler war, ist Ordnung und Redlichkeit – von einzelnen Ausnahmefällen natürlich abgesehen – zur Regel geworden. Andererseits beklagt sich allerdings das Volk und insbesondere das jüdische Publikum über allzu großen Formalismus, bürokratische Schwerfälligkeit und unnütze Verschleppung einfacher Erledigungen. Das ist nicht verwunderlich. Hier trifft der englische »Colonial«, der gewohnt ist, mit Negern, Indern oder seit Jahrtausenden in Knechtschaft gehaltenen ägyptischen Fellachen umzugehen, der vor allem seine eigene Bequemlichkeit liebt und vom Ehrgeiz der Pflichterfüllung in einem geradezu unwahrscheinlichen Maß frei ist, auf den ungeduligen, nervösen, in juristischen Formen denkenden Juden, der noch dazu auf dem Bewußtsein fußt, hier, in seiner nationalen Heimstätte, müsse sein Interesse vor allem andern gewahrt werden – und das muß einen Mißklang geben.

Leicht ist ja dieses Land gewiß nicht zu regieren, dieses Land der Kontraste mit der sicher zweideutigen, oft zweischneidigen Grundbestimmung des Mandatsvertrages, die eine jüdische Heimstätte schaffen und gleichzeitig die Rechte der Araber vor jeder Beeinträchtigung schützen will. Es gehört ungeheuer viel guter Wille dazu, und, wie mir scheint, billigt diesen jeder Einsichtsvolle im Lande dem britischen High Commissioner zu. Sir Herbert Samuel ist ein alter liberaler Politiker, Liberalismus und Liberalität ist seine Maxime. Natürlich erregt er damit Anstoß nach *allen* Seiten, und daß er seinen Vertrag nicht verlängern, sondern nach Ablauf seiner Zeit, im Sommer 1925, abgehen will, mag eine gewisse Verbitterung darüber zum Grunde haben. Aber eben seit er diese seine Absicht kundgegeben hat, wissen alle, auch die bisher Gegner seiner Politik waren, plötzlich zu würdigen, welch klugen, gerechten und geschickten Verwalter das Land an ihm hat. Mit einer gewissen Besorgnis fragt sich jeder, was nachkommt, und ist bereit, manche Wünsche zu opfern, um das wichtigste, Sir Herberts guten Willen, dem Lande zu erhalten. Wird er auf diese Stimmen hören? Oder wird auch für ihn der Oelberg zum Symbol bitteren Leides, quälender Enttäuschung werden über die Menschen, die den reinen Willen nicht verstehen mögen?

## IV.

**Altneuland.****Die Siedlungen.**

Die jüdischen Siedlungen in Palästina sind alles andere eher als idyllische Dörfchen, wo in friedlichem, beschaulichem Wandel biedere Bauern dahinleben. Die alten Kolonien sind prachtvolle üppige Gärten, wo der jüdische Siedler im Schweiß des Angesichts seiner arabischen Lohnarbeiter genug erwirbt, um seine Frau und Tochter, in importierte Toiletten gekleidet, alljährlich für ein paar Wochen oder Monate nach Europa schicken zu können. Freilich soll man sich auch hier vor groben Verallgemeinerungen hüten. Ich besuchte in Rechoboth Moses Smilansky, einen bekannten Schriftsteller, der hier ein Anwesen besitzt. Er war mit jemenitischen und arabischen Arbeitern gerade an der Mandelernte. Ein wortkarger, von Arbeit und Sorgen gegerbter Bauer, begegnet er den Arabern mit der Autorität des erfahrenen Vaters und zugleich mit der Liebe und Freundlichkeit des echten Bruders – Chawadscha Musa (Herr Moses) nennt ihn das ganze Dorf, das ganze Land, nennt er sich als Verfasser von reizvollen Erzählungen aus dem Leben des arabischen Palästina. Er trägt ehrlich die Last der Arbeit und sein Leben ist nichts weniger als üppig. Aber im ganzen machen die alten Kolonien den Eindruck von Städtchen, wo es gern einer dem andern zuvortut und sich doch gleichzeitig davor fürchtet, man könnte »darüber reden«. Mit den Gruppen junger jüdischer Arbeiter, die sich allmählich auch in den alten Kolonien einnisten, kommt erst ein neuer Geist hinein.

Die »zionistischen« Siedlungen aber (im Gegensatz zu den »Rothschildschen«, was aber beides nur cum grano salis zu nehmen ist) sind Laboratorien, wo unermüdete Arbeiter immer neue Versuche anstellen und fiebernd auf die Ergebnisse lauern. Man soll den Gegensatz von Kwuzah und Moschaw nicht übertreiben. *Alle* suchen Gemeinschaftsformen und alle auf Grund der Ausschließung fremder Arbeit. Man macht sich meist zu wenig klar, daß auch die Anfänge, die man heute sieht, schon gewaltige Revolutionen voraussetzen. Alles was man heute besitzt, war vorgestern noch fast unerreichbar. Da hieß ein Schlagwort: Eroberung der jüdischen Arbeit, Kibbusch haawodah. Und die Kwuzah, die landwirtschaftliche Arbeitergenossenschaft, entstand. Vor zwanzig Jahren war es *undenkbar*, daß Juden im Schweiß ihres eigenen Angesichts den Boden bebauen könnten. Die Kwuzah hat es *selbstverständlich* gemacht. Da war eine Parole: Eroberung der jüdischen Wacht, schmirah iwrih. Und der Schomer, die Organisation der jüdischen Wächter, entstand. Vor zwanzig Jahren war es *undenkbar*, daß Juden zu Pferd, die Flinte über dem Sattel, ihre Siedlungen umkreisen und jedem, der sich mit zweifelhaften Absichten nahte, mit Ruhe und kraftbewußtem Nachdruck entgegentreten könnten. Der Schomer hat es *selbstverständlich* gemacht. Dann drang die bürgerliche Ideologie auch in die neue, zionistische Kolonisation ein, mit dem Plan der Achusah. Jüdische Arbeitergruppen, Kwuzoth, sollten die Siedlungen für nachkommende kapitalkräftige jüdische Kolonisten vorbereiten und bebauen, im Lohnverhältnis. Und aus der Arbeiterschaft heraus entstand die Siedlungsform des Moschaw owdim, der individualistischen Kolonisationsform auf Grund des Schlagwortes: kein Lohnverhältnis, sondern Selbstarbeit jedes Siedlers auf seinem Boden, awodah azmith. Heute hat man leicht reden über die ideologischen, verrannten, radikalen, »kommunistischen« Arbeiterorganisationen. Sie haben den »Neubuch gebrochen«, sie tun es jetzt noch Tag um Tag und Stunde um Stunde, und wenn wir eine jüdische Siedlungsarbeit in Palästina haben, so danken wir es ihnen, ihnen allein; aus der Sackgasse, in die die alte Kolonisationstätigkeit geraten war, gab es keinen Ausweg. Und wenn noch ein Beweis nötig ist, so liefert ihn die »bürgerliche« Kolonisationsgesellschaft, die Ica (nunmehr Pica). Auf ihren

Böden schafft sie jetzt neue Siedlungen nach dem Ebenbild der »zionistischen«. Auf Ica-Boden siedelt heute Kfar Gileadi, die große Kwuzah im Norden, angeschlossen dem radikalen, »kommunistischen« Gdud awodah; auf Ica-Boden siedelt Benjamina, die getreue Kopie des Moschaw owdim mit Awodah azmith, mit genossenschaftlicher Arbeits- und Ansatzorganisation.

Das Leben dieser Arbeitergruppen ist hart und arm und rein. Mannigfache Nöte bedrängen sie: die Schwere der Arbeit selbst, der Mangel an ausreichenden Krediten, die Gefahren der Umsetzung aus städtischen Ideologien, aus gewohnten Umgebungen in das unerhört Neue; der oft weite Abstand zwischen brennendem Wollen und begrenztem Können; der Mangel an Frauen bei engstem Zusammenleben und unbedingtem Willen zu Reinheit und Sittlichkeit. Es gibt Sicherheitsventile, und wer sie nicht als solche sieht, schüttelt den Kopf: die überstiegenen ideologischen Differenzen, die erbitterten Kämpfe um Kwuzah oder Moshaw, große oder kleine Kwuzah, um den Anschluß an den Gdud oder Absonderung – Differenzen, über deren Motive man stundenlange Erläuterungen anhört, um zum Schluß keinen Unterschied zu sehen; oder das Tanzen. Am Abend, nach zehn oder zwölf oder vierzehn Stunden gliederbrechender Arbeit loht plötzlich die Horra auf, ein ekstatischer, tobender Derwisch-Rundtanz, stundenlang mit monotonem Gesang, nicht Ausdruck überschäumender Lebenskraft und quellender Freude, sondern Reflex tief verschütteter, geheimnisvoller, mühsam gebändigter Triebe. Wenn man von irgendwoher den Emek überblickt, mit seinen fünfzehn jüdischen Dörfern, friedlich ins Grün gebettet, Stätten emsiger Arbeit, ruhig im Sonnenglanz leuchtend, ahnt man die Kämpfe und Krämpfe nicht, die das Leben dieser Menschen schütteln. Aber gerade wenn man den Emek überblickt, empfindet man, was ihnen Kraft gibt, alles zu überwinden, im täglich entbrennenden Kampf immer wieder Sieger zu bleiben: Das Bewußtsein, daß hier das jüdische Land gebaut wird.

Tagelang fuhr ich durch das Land, täglich bis in die Nacht hinein. Und die Nacht war ein Gleiten durch schwarzes Land, unter dem von Myriaden von Sternen glitzernden Himmel, vorbei an Dörfern und Städten, und die Dörfer und Städte schwärzere Flecke im nachtschwarzen Land. Wenn die Fellachen vom Feld heimkommen, werfen sie sich hin und schlafen; lesen können sie nicht; Licht kostet Geld und sie sind unsagbar arm.

Einen Abend aber fuhr ich den Emek entlang, von Beth-Schan hinauf bis Merchawjah, und nach den schwarzen Araberdörfern zwängten sich plötzlich, von weit links drüben, ein paar schüchterne Lichter durch die Dunkelheit: Beth Alpha; und dann, gleich darauf, die hellen elektrischen Funken von Tel Joseph; und dann die Lichter von En Charod und Giwah und Kfar Jecheskiel, Balfouria und Merchawjah. Den Sternen oben antworteten Sterne unten, die Trostlosigkeit des Weltabgrundes war bezwungen; da überall saßen Menschen im trauten Gespräch, lesend, singend, mit ihren Kindern scherzend, und die Nacht ward hell.

### **Land, Land!**

Es ist keine bloße Propaganda-Phrase des Jüdischen Nationalfonds, daß das ganze jüdische Palästina, der »Jischuw«, einen ungeheuern Hunger nach Land, nach mehr Land empfindet. Jüdischer Boden, selbst unbebaut, bedeutet allein schon eine gewaltige Sicherung von gegenwärtigen und künftigen Arbeitsmöglichkeiten. Darum ist jeder Landkauf ein aufregendes, aufwühlendes Ereignis, begleitet von intensivsten Gemütsbewegungen aller noch so entfernt Beteiligten: und in Palästina ist schließlich jeder an allem beteiligt.

Ich fuhr mit Oettinger, dem langjährigen Mitarbeiter Ruppins in der Kolonisationsabteilung der Zionistischen Exekutive, im Auto durch den Emek. Wir besuchten Nahalal, das freundliche,

appetitliche, wie blankgewaschene Dorf auf der Stätte ehemaliger, fieberhauchender Sümpfe (trockengelegt 1921-1922), und dann sagte Oettinger etwas geheimnisvoll zu mir: »Jetzt zeige ich Ihnen die Zukunft des Emek«. Er gab dem Chauffeur seine Anweisungen und wir fahren auf einem holperigen Feldweg mitten in die sanft gewellten Felder der breiten Talniederung hinein, eine halbe Stunde weit, bis auf einen Hügel, von dem aus wir einen weiten Rundblick genossen. Hier ließ Oettinger stoppen und hielt mir einen Vortrag.

»Wir sind, wie Sie sehen, nahe an der nördlichen Randlehne des Emek, die hier hinter uns sanft ansteigt und erst gegen Nazareth, nordöstlich von uns, erheblichere Höhen erklimmt – der Hang gehört *uns*, gehört zu Nahalal, wird mit Eichen aufgeforstet. Oben liegt (sehen Sie die braunen Lehmhütten?) das Dörfchen Malul, dem wir den Nahalalkomplex abgekauft haben; *sie* bearbeiten noch 3000 Dunam Bergboden, auf den wir aber eine Option haben. Wir werden sie ausüben, die Option, oh, da können Sie sicher sein!« Sein braunrotes, rundes, freundliches Gesicht wurde breiter und röter: »In zwei Jahren gehören die 3000 Dunam uns! Genau westlich von uns liegt das Dorf Nahalal, wo die Ebene sich breit gegen das Meer, gegen Haifa zu, öffnet, und in der entgegengesetzten Richtung, genau östlich, dicht am steilen Nordrand des Emek, die weißen Häuser, das ist Dschindschar, eine kleine jüdische Kwuzah, der westlichste Vorposten unserer Siedlungsgruppe im Zentrum des Emek: Merchawlah, Balfouriah, Tel Adas, Rub en Nasra; heute läuft noch ein breiter Streifen arabischen Bodens zwischen dieser Gruppe und Dschindschar, der dem Dorf Medschdel, oben an der Chaussee, gehört. Und hier, wo wir stehen, ist die nächste Zukunft des Emek«.

»Das ist aber doch arabischer Boden«, sagte ich, denn ich hatte schon gelernt, die nachlässig, unrationell, schütter bestellten Felder der Fellachen von den sorgsam gehegten, dicht bepflanzten Fluren unserer Siedlungen zu unterscheiden.

»*Noch* arabischer Boden«, sagte Oettinger. »Heute noch; ob auch morgen noch, das weiß ich nicht! Ist uns angeboten, der Boden, dem Nationalfond angeboten, von einer Familie arabischer Großgrundbesitzer, Effendis, echter Anhänger der arabischen Nationalpartei; aber der Besitz trägt zu wenig, wie die Fellachen ihn bearbeiten, die Pächter: und Sursuk braucht Bargeld! Drei Dörfer liegen da: gleich hier vor uns, das ist Dschebata; und dort, zwei Kilometer weiter, Knefes; und hinter der Welle, im Talboden, unten im Sumpf, Warakani. Merken Sie sich die Namen: Knefes, Dschebata, Warakani! Morgen gehören sie vielleicht schon uns!«

Dschebata lag dicht vor unserem Standort, auf einem sanften Hügelrücken, mild beleuchtet von der schon tiefstehenden Sonne. Wie wundervoll sie zu bauen verstehen, diese Araber! Das Dorf war wie ein Stück der Natur, auf die Anhöhe als Krone gesetzt ein paar Dutzend durch- und ineinander gebauter, viereckiger Hütten aus braunem Lehm mit flachen Dächern, kleinen schwarzen Fensterlöchern und mannshohen Kaktushecken zwischen drin und drum herum. Die natürliche Gestaltung der Landschaft war durch das Dorf in ihrem Rhythmus leicht unterstrichen, die Bauten mit unübertrefflicher Sicherheit der Natur angepaßt, angeschmiegt; aber wehe dem, der verurteilt ist, in dem Schmutz und Gestank zu wohnen! Vor dem Dorf, tiefer am Hang, lag der Brunnen und hier drängten sich jetzt Menschen, meist Frauen und Kinder, zusammen mit Schafen, Ziegen, Hunden und Eseln. Wie die Königinnen schreiten diese braunen Frauen im nachschleppenden schwarzen Kleid, hoch auf dem stolz erhobenen Haupt den schweren Tonkrug, in den sie eben das Wasser geschöpft haben, aus dem Brunnentrog, an dem gleichzeitig ihr Vieh trank. Wie lange noch, und dieses anziehende Bild, dieses Gemälde echt orientalischen Lebens ist verschwunden, der Brunnen gefaßt und übermauert, eine Motorpumpe treibt das Wasser in einen Betonturm, von wo es in Häuser und Ställe fließt; anstatt des würdevollen, bärtigen Dorfscheichs regiert ein vielleicht 25 Jahre alter Judenjunge als »Rosch Kwuzah« und an Stelle der schreitenden Königinnen sieht man junge Chaluzoth, Einwanderinnen aus Kowno oder Wilna, über Gemüsebeete gebückt oder mit den Kindern spielend! Die braunen Lehmhäuser sind wie weggeblasen und nüchterne, weiße Häuschen

oder vorerst gar nur Zelte zerstören die Harmonie der Landschaft – freilich, vor jedem stehen Blumen und ihrer Mitte, Palladium und Stolz, die Schule. Dschebata, Knefes und Warakani, verzeiht mir, ich kann euch nicht beweinen!

In eben diesem Augenblick, wo ich über den Emek blicke, berät man vielleicht in London darüber, ob der Kauf des Bodens durchgeführt werden soll, ob der Preis angemessen und die Bedingungen billig sind, ob anzunehmen ist, daß genügend Geld zur Verfügung stehen wird. Und Oettinger, der seit Tagen fiebernd auf das Telegramm wartet, das nur ein Wort enthalten soll: »Kaufen!« – Oettinger wird vom Rausch des Landes ergriffen und umschreibt mit ausgestrecktem Arm einen großen Halbkreis von Osten über Süden nach Westen. »Den Streifen zwischen Dschindschar und Rub en Nasra kaufen wir zugleich mit Dschebata, Knefes und Warakani, und Afule dazu, das Städtchen neben Merchawjah; dann gehört die Nordhälfte des mittleren Emek fast geschlossen uns. Aber drüben die Talsohle und der südliche Teil bis an die lange, blaue Kette des Karmelgebirges: da liegen noch Böden und Böden, die uns angeboten sind: und im Westen, anschließend an Nahalal bis hinunter nach Jadschur und Haifa ein paar hunderttausend Dunam, alles käuflich, alles zu haben – nur Geld! Nur Geld, und der Emek, das Land gehört uns!«

Das Telegramm aus London kam aber am nächsten Tage noch nicht, die Führer in London – sie kennen alle den Rausch des Landes, aber sie wissen auch, wie dünn das Bächlein rieselt, das diesem Rausch Kühlung bringen, diesen Durst löschen kann. Und man erwog und prüfte und verhandelte. Ich fuhr inzwischen acht Tage lang von Siedlung zu Siedlung und überall fragte man: »Ist der neue Kauf im Emek schon abgeschlossen?« Und am neunten Tage kam ich zurück nach Jerusalem und ging, nichts ahnend, nach der Hanhalah; da war Oettinger, der dicke, große, breite, rotbraune Oettinger auf dem Korridor und packte mich an den Schultern, schüttelte mich und lachte und weinte und schrie: »Das Telegramm ist da!« Es enthielt nur ein Wort: »Kaufen!«

### **Wenn die Könige baun . . .**

Jenen Tag in der Hanhalah werde ich nicht vergessen. Der Eindruck war in seiner Art nicht schwächer als der des Blicks vom Hügel von Dschebata. Es war ein geschäftiges Summen, wie in einem Bienenkorb. Beamte und Diener, Typistinnen und Laufjungen gingen von Kanzlei zu Kanzlei, debattierten, stritten, lachten, zankten, und all das hatte einen andern Sinn als sonst – es war Ausdruck der Freude, der Begeisterung, der Aufregung über die große, bevorstehende Arbeit. Colonel Kisch, der Leiter der politischen Abteilung, sagte nur: »Wir haben gekauft, you see!« Sein Sekretär aber, der schwächliche Mister Jacobs, der ein so flüssiges Hebräisch (mit unverfälscht englischem Akzent) spricht, sah viele Sorgen voraus: erst würde Musa Kazim Pascha (der Vorsitzende der arabischen Nationalpartei) in seiner Presse ein großes Geschrei erheben, dann würden die Effendis, die im Emek die benachbarten Böden besaßen, Schwierigkeiten machen; schließlich kämen dann die Fellachen dran, brave Bauern, die die Felder von Dschebata zwar erst seit fünf oder höchstens zehn Jahren gepachtet hätten, für die auch im Kaufvertrag ausdrücklich vorgesorgt sei, daß sie andere geeignete Böden in Pacht bekämen, die aber unter dem sanften Druck beflissener Politiker allerlei Hindernisse bereiten würden. Und die Regierung, die schreckliche Angst davor hat, irgendjemandem irgendwie Unrecht zu tun, würde erst in langen Verhandlungen überzeugt werden müssen, daß sie wirklich niemandem wehtun und nur ehrlich für gutes Geld Land kaufen wollen, um Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen. Und Miss Lasker, Colonel Kischs rechte Hand, eine Engländerin aus dem Breisgau, warf hin: »Da gibt's wieder vierzig Seiten lange Denkschriften, aber das tut nix. I like it!«

In der Finanzabteilung war es ganz still; als zufällig die Tür ging, sah ich Herrn Bawly, den Treasurer, einen gar nicht fetten und gar nicht blonden Holländer, über große Tabellen gebeugt,



endlose Ziffernreihen entwerfen, jawohl, künstlerisch entwerfen, wie man ein Gemälde oder einen Prachtbau entwirft, und von Zeit zu Zeit verzog etwas seinen kleinen, immer ernsten Mund, was man füglich als ein Lächeln zu bezeichnen hätte wagen dürfen. Als ich den Mut hatte, ihn zu stören, seufzte er: »Der Nationalfond hat's gut, unterschreibt den Vertrag, nimmt den Boden und zahlt seine Raten; aber nach dem Kauf fängt die Sache doch erst an! Entsumpfen, entsteinen, bewässern; pflügen und graben; Zelte, Baracken, Häuser, Ställe; Saatgut, Vieh, Geflügel; Maschinen; Geräte, Traktoren, Motoren; Futter und Oel und Reben – da werden wir wieder jeden Monat zittern: schickt der Keren Hajessod das volle Budget? Oder sitzen wir auf dem Trockenen? Wissen Sie, was die Anlage neuer Siedlungen bedeutet? Ich rechne drei Kwuzoth, zwei mittlere, eine große; das kostet ...« Und ich flüchtete.

Aber wer der Charybdis entrinnt, stürzt in die Scylla. Und am andern Ende des Ganges waren die Leute, so schien mir, alle ein bißchen übergeschnappt. Hier liegen die Arbeitszimmer des Kolonisationsdepartements. Oettinger war überhaupt nicht zu einem vernünftigen Wort zu bringen; sein Adlatus aber, Stern, ein herkulisch gebauter Russe, in weißer Leinenhose und offenem Hemd mit aufgekrempeelten Ärmeln – er sieht aber mit seinem glattrasierten intelligenten Gesicht wie ein Amerikaner aus –, schwang die Fäuste und straffte die Muskeln, als wäre er kein Bureaumensch, sondern selbst einer der Chaluzim: »Sie glauben, wir sind alle Narren? Was sollen wir tun, da wir alle uns nach dem Beginn der Arbeit sehnen und vor allem andern – warten müssen? Erst wird der genaue Lageplan aufgenommen, zugleich der Boden geologisch, chemisch, physikalisch geprüft; die Versuchsanstalt in Jaffa sagt uns, welche Arten von Kulturen dort vorteilhaft angelegt werden können; danach erst kann die Form der neuen Siedlungen bestimmt und festgesetzt werden, ob genossenschaftliche oder Einzelsiedlung vorzuziehen ist, wieviel Boden für jeden Ansiedler gerechnet werden soll, wie der Arbeitsplan angelegt werden kann. Und dann beginnt erst die Verhandlung mit all den nach Ansiedlung dürstenden Gruppen, mit der Arbeiterorganisation, mit dem Nationalfond, mit der Regierung. Jeder hat seine Spezialwünsche, jeder glaubt, es müsse nach *seinem* Kopf gehen, jeder macht Schwierigkeiten – und wir brennen auf den Beginn der Arbeit. Beginn der Arbeit bedeutet neue Positionen im Lande, erweiterte Einwanderungsmöglichkeiten, Verstärkung unseres politischen Einflusses. Ich möchte am liebsten morgen schon hinausfahren, die neuen Niederlassungen abstecken!«

Aber das ging nicht so schnell. Gerade gegenüber der Kolonisationsabteilung lag ganz, ganz still die Kanzlei Richard Kaufmanns, des Architekten. Dieser blonde, junge schwächliche Rheinländer entwirft die Pläne aller neuen Dörfer und Stadtviertel. Er hatte sich längst einen Lageplan der neuen Böden verschafft und stand nun vor seinem ungeheuern Zeichentisch, über einem gewaltigen Reißbrett, und wütete mit dicken Kohlestrichen über das geduldige Papier. »*Sehen* Sie das? Ich will auf dem neuen Komplex nur *eine* große Siedlung, hier auf dem Hügel von Dschebata, über dem Tal, entrückt jeder Gefahr der Malaria, gesund, fröhlich; das Dorf ein Stück der Landschaft, um die Kuppe des Hügels ringförmig angelegt, gegen Osten an den Hang gelehnt, gegen Westen offen dem frischen Seewind; in der Mitte des Ringes die Gemeinschaftsgebäude, Schule, Synagoge, Gemeindehaus, Wasserturm; jeder Siedler dicht an seinen Feldern und doch das Ganze ein geschlossener Körper, ein Gemeinwesen, leicht zu verteidigen und förderlich innigem gegenseitigen Verkehr«. Am Tische nebenan aber hatte sich Kaufmanns Assistentin, die Berlinerin Lotte Kohn, ein junges Mädchen mit ergrauendem Scheitel über dem unendlich klugen, sympathischen Gesicht, selbständig gemacht und zeichnete ganz verschämt an einem Plane eigener Erfindung.

»Wenn die Könige bau'n, haben die Kärner zu tun«. War das die »zionistische Bürokratie«, über die ich einst, in jenen versunkenen Zeiten, da ich Palästina noch nicht gesehen hatte, so viel Schlimmes hörte, die man als die Vampyre darzustellen liebte, die am Blut des neuen Aufbauwerkes saugen? »Kärner« sind sie, bescheiden sich dem Werk zu *dienen*, jeder so gut er kann; und doch

mehr als Kärner, die in des Tages Mühe aufgehen und deren Horizont am Rande ihres Schubkarrens endet. Aber sie dienen, dienen den »Königen«, die da bauen. Und auch diese sind nicht kühle Herrscher, verwöhnte Prinzen, die befahlen, daß *man* baue; sondern mühselige und beladene, sonnenverbrannte und fiebergedörnte junge Menschen, jüdische Menschen, die mit Hirn und Hand, mit ihren eigenen, schwachen Händen bauen, nicht sich zur Ehre, nicht sich zum Behagen, sondern für die Gemeinschaft, für die Zukunft; mühselig und beladen, voll Sorgen und Plagen, arm und schwach, in zerrissenen Werkkitteln und doch wirklich die *Könige*, die Schöpfer und Herren einer neuen, unter Schmerzen zur Wirklichkeit geborenen Welt.

### **Etappen.**

Während ich in Jerusalem war, feierte man die Einweihung einer neuen Kolonie, Kfar Iwri, an der Straße gegen Nablus, nur eine halbe Stunde Autofahrt von der Hauptstadt entfernt. Eine bunte Ehrenpforte war errichtet, Zelte und Geräte mit Blumen und Bändern geschmückt, viele Leute waren aus Jerusalem gekommen und Dutzende von Reden wurden gehalten. Drei Tage später kam ich vorbei. Die Pforte stand noch, die billigen Papierkränze flatterten zerrissen im Winde; und die »Siedlung« war ein breiter grauer Fleck mitten im grauen judäischen Karst, Stein und Geröll und Fels und ein paar armselige Bäumchen dazwischen; drei Zelte standen hellgrau abseits von der Straße und zehn oder zwölf junge Leute gruben Steine aus, begannen Terrassen anzulegen, Mauern zu ziehen, einen Zufahrtsweg zu bahnen. Die Julisonne glühte erbarmungslos auf die schattenlose Oede herab. »Ihr habt ein Fest gehabt«, sagte ich. Eine wegwerfende Handbewegung war die Antwort.

»Was werdet ihr bauen?«

»Oelbäume, Wein, Gemüse«.

»Die Arbeit ist mühsam!?«

»En dawar, das tut nichts«.

Dilb hat genau so begonnen, vor drei Jahren; heute heißt es Kirjath Anawim, die Traubenstadt, und auf seinen Terrassen reift köstlicher Wein.

Am Jordan, zwischen Daganiah und Beisan, arbeitet eine Kwuzah. Sie heißt noch arabisch *Dschisr*, nach dem Fellachendorf an der Straßenbrücke (arabisch »Dschisr«, hebräisch Gescher heißt »Brücke«). Als ich kam, waren sie sehr erstaunt: hier, abseits von den Hauptwegen des Verkehrs, gibt es selten Besuch, fast nie Touristen. Fünfzehn Leute, ein paar Frauen dabei, auch eine Aerztin darunter: ein wundervolles, rassiges Geschöpf, eine Russin, die in Deutschland studiert hat. Sie trug ihr dreijähriges Mädchen auf dem Arm, es war krank, hatte Fieber. Die Arbeiter und Arbeiterinnen sehen alle gelb und mager aus, die Augen liegen tief und glänzen: Malaria. Auch das herrliche schwarze Auge der Aerztin erzählt von der Krankheit, sein Glanz ist allzu feurig. Die Gruppe wohnt noch zusammen mit den Arabern im Dorfe, ihre ersten eigenen Gebäude sind ein Stall und ein Geräteschuppen. Vier Stunden geht man nach der nächsten Siedlung, in der Nähe gibt es nur Fellachen oder Beduinen.

»Ist die Arbeit schwer?«

»Sie ist, wie sie ist. Vor der Tür fließt der Jordan, ein herrliches Bad«.

»Sind die Araber friedlich?«

»Sie sind arm wie wir, plagen sich wie wir; wir helfen einander, wo wir können; aber gern wären wir allein, selbständig, Herren in unserem Haus.

»Einsam habt ihr es und leidet am Fieber«.

»En dawar, das tut nichts«.

Morgen oder übermorgen sind sie Herren im eigenen Haus, einmal baut man doch neue Siedlungen auch hier im Jordantal, dann gibt es Brüder als Nachbarn. Bis dahin: schweige und schaffe!

In *Chittin* schafft man, aber man schweigt nicht. Kaum ein Araberdorf in der Nähe, wohl aber *Mizpe*, eine kleine jüdische Ansiedlung. Beide hoch oben auf dem galiläischen Gebirge, hart neben dem steilen Absturz nach dem Kinerethsee. Welch ein Unterschied zwischen beiden Kolonien! Mizpe: sechs Häuser, festungsartig durch dicke Steinmauern verbunden, eng zusammengehalten; als man es, vor sechzehn Jahren, anlegte, war es ein einsamer Posten in gefährlicher Gegend und die Juden duckten sich dicht aneinander. Heute weht eine frischere, freiere Luft; Chittin ist nach Kaufmanns Plan im Winter 23-24 gegründet, die offene »Ringstraße« mit dem Kranz kleiner, freundlicher Häuschen. Als ich dort war, hatte man eben die erste Ernte hereinbekommen; man zimmerte fleißig an Häusern; Frauen waren schon da und Kinder, die zur Schule gingen, alles aber noch ganz frisch, neu, halbfertig. Auch die Siedler halbfertig: das ist das schwerste Stadium der Entwicklung, die erste Mühe der Okkupation ist beendet, mehr Leute sind nachgekommen und es dauert eine gute Weile, ehe sie sich ineinandergelebt haben. Sie streiten manchmal – aber der Sturmwind, der über das Hochplateau fegt, übertönt alles, der Sturmwind der Höhe, der Sturmwind der Arbeit; laßt sie, sie werden sich bald zusammenfinden: En dawar, es tut nichts!

Wo man aufhört »En dawar« zu sagen? In *Beth Alpha*. Drei Jahre besteht die Siedlung, ist in vollem Betrieb – noch nicht »fertig«, nicht in vollem Ertrag, noch nicht *self-supporting*, aber eine große Landwirtschaft mit Nebenzweigen, Molkerei, Geflügelzucht, Bienenzucht; der Weingarten trägt noch nicht, aber die Ernte bringt stattliche Sümmechen und man denkt an Ausbau, Erweiterung. Es geht sehr schwer, die Budgets des Keren Hajessod reichen nicht, man macht auch gelegentlich Fehler. Und die Menschen haben nicht die Wortlosigkeit der Selbstentäußerung wie die Russen, diese tschechoslowakischen Chaluzim; sind schwerblütig, ringen hart mit all den »Problemen« ihres Lebens; sagen nicht »En dawar«, aber lassen auch den Kopf nicht hängen. Zuversicht, starke, entschlossene Zuversicht ist die Grundstimmung; man muß manchmal die Zähne zusammenbeißen, hat kein leichtes Leben – aber man weiß, daß das sein muß und ein schönerer Tag kommt.

Jener Tag, an dem es ist, wie in Daganiah oder in Kinereth – die Menschen wohnen in schönen großen luftigen festen Häusern aus Eisenbeton, fragen nicht mehr nach Takziw (Budget) und Keren Hajessod, wirtschaften und rechnen, rechnen und wirtschaften, plagen sich redlich und kommen in guten Jahren besser, in schlechten Jahren schlechter durch, aber kommen durch. Diese Arbeiter haben fünfzehn palästinensische Sommer erlebt, mit dörrender Sonne und bitterer Arbeit; haben Fieber gehabt und sich mit räuberischen Beduinen herumgeschlagen; neben der Siedlung gibt es einen Friedhof und manche von den Besten schlafen dort fest und gut, wie man nach der kraftverzehrenden palästinensischen Arbeit schlafen kann; die Lebenden sind dürr, trocken, wie saftlos, einsilbig, verschlossen, herb geworden. Aber hier wächst eine junge Generation heran, Arbeiterkinder, Bauernkinder, fest mit dem Lande verknüpft und fröhlich, lachend, toll vor Lebenskraft und Lebensmut. Dieses ganze Aufbauwerk ist ein großes Auslesesieb, vielmehr ein ganzes System hintereinander angeordneter Siebe. Schon die Auswanderung selbst: nur wer sich zwei Jahre ernsthaft vorbereitet, sich als Arbeiter, soziales Element, verlässlicher Charakter bewährt hat, erhält vom Palästinaamt der Zionistischen Organisation das »Zertifikat«, ohne das die englische Behörde mittellosen Einwanderern kein Visum bewilligt. Im Lande selbst ist jede Arbeitsstelle eine Prüfung. Bei der großen Entwicklung des Genossenschaftswesens kommt der Neuling bald und immer wieder unter die sehr scharfe, sehr unbestechliche Kritik von Genossen. Ehe einer Gruppe zur definitiven Ansiedlung verholpen wird, muß sie sich durch Jahre im Lande selbst erprobt haben.

Schwache, arbeitsscheue, unsoziale Elemente werden unfehlbar ausgeschieden. Was aber durch all diese Prüfungen hindurchgegangen ist, ist geläutert; vielleicht nicht der Stoff für eine glückliche Gegenwart, denn die Prüfungen nehmen die Kandidaten recht sehr mit, sie werden oft *allzusehr* geläutert; aber Stoff zu einer glücklichen, zu einer schönen und reichen Zukunft. Immer mehr befestigt sich mir die Ueberzeugung, seit ich Palästina gesehen habe, daß Palästina das Sammelbecken aller körperlich und seelisch stärksten Menschen ist, die das Judentum heute aufzuweisen hat; nach der jahrtausendelangen Selektion nach unnormalen Merkmalen hin, nach der Anpassungsfähigkeit, Schlaueit, Findigkeit, Zähigkeit im Festhalten von Gewonnenem trotz Demütigung, Verachtung und Erniedrigung – endlich wieder die Auslese nach dem normalen Prinzip, nach der physischen und moralischen Kraft. Und damit in der Geschichte dieses merkwürdigen Volkes wirklich wieder eine Umkehr, eine Zeitenwende; daß es solche Wende noch erleben kann, ist der unwiderlegbarste, ist der einzig unwiderlegbare Beweis dafür, daß es *lebt*.

## V.

**Alltägliches****Vom Wohnen.**

Es gibt Länder, wie Frankreich und England, wo es für einen Fremden außerordentlich schwer ist, in das intime Leben, in Haus und Familie Einblick zu erhalten. Palästina gehört nicht zu diesen Ländern. Vom ersten Augenblick an, wo du das Land betrittst, begegnest du auf Schritt und Tritt Freunden und Bekannten; und nirgends vielleicht gilt der Satz so uneingeschränkt wie in Palästina: Die Freunde meiner Freunde sind meine Freunde. Bei einem Bekannten deines Bekannten wirst du mit äußerster Selbstverständlichkeit als »Logiergast« für drei, acht, vierzehn Tage aufgenommen. Und so hat man Gelegenheit, einen guten Einblick in das häusliche Leben zu gewinnen. Niemand hat es hier so schwer wie derjenige, der seine europäischen Gewohnheiten mitbringt und festhalten will. Eine große Wohnung mit den schweren europäischen Möbeln, mit zahllosem Glas und Porzellan, Vitrinen und Spiegelschränken, Bildern und Bibelots ist eine furchtbare Last für die Hausfrau und erschwert das Leben in grausamer Weise. Besser ist es schon, eine der üblichen Wohnungen zu mieten und mit wenigen leichten Möbeln auszustatten. Am besten sind, in Jerusalem, die Mietwohnungen in älteren arabischen Häusern. Die dicken Mauern und außerordentlich hohen Zimmer halten angenehm kühl, die Räume sind nicht zahlreich, aber praktisch angeordnet und durch viele eingebaute Wandschränke ausgezeichnet; man braucht also nur sehr wenig Möbel, eigentlich nur Betten, Tisch und Stühle (und die Bücherregale, in fast jedem jüdischen Haus ein Hauptrequisit). Oft hört man, es sei ein Verlust für die jüdische Volkswirtschaft, daß in Jerusalem jährlich so hohe Beträge für Wohnungsmieten an arabische Hausbesitzer bezahlt werden; eine mittlere Wohnung kostet fünfzig bis hundert Pfund Jahresmiete (also rund 8000 bis 16.000 KČ). Diese Ueberlegung trägt sehr dazu bei, daß sogar kleine jüdische Beamte – die Beamten sind Hauptträger der nationalistischen Ideologie – sich so verhältnismäßig leicht entschließen, Häuser zu bauen. Seit Jahren schon klagen zum Beispiel die Lehrer aufs bitterste, daß sie Nahrungsmittel auf Borg nehmen müssen und oft Not leiden; in Jerusalem aber hat sich eine ganze Menge von Lehrern gerade in diesen letzten zwei Jahren Häuser gebaut, von Beth hakerem besteht der größte Teil aus Lehrerhäusern und solchen anderer kleiner Beamten. Ein solches Haus kostet je nach der Ausführung 400 bis 1000 Pfund (also rund 65.000 bis 160.000 KČ), etwa die achtfache Jahresmiete, und es ist nicht allzu schwer, 50 bis 60 Prozent der Bausumme als Darlehen zu erhalten. Woher die Leute aber den Rest des Betrages nehmen, bei ihrer offenbaren dauernden schweren Geldnot, das zu ergründen ist mir nicht gelungen. Meist sind diese Häuschen weniger praktisch, auch weniger solid gebaut als die arabischen Häuser. Etwas besser ist es damit in Tel Awiw, wo zwar die architektonische Seite meist unerfreulich ist, aber die Grundrißgestaltung oft praktisch, die Bauart solider und die Einrichtung komfortabler.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen für uns Mitteleuropäer der Nachkriegszeit, die wir gewohnt sind, an einer Wohnung, wenn wir sie erst einmal haben, mit großer Zähigkeit festzuhalten, ist es, daß die Palästinenser in den Städten fast jedes Jahr übersiedeln. Am Umzugstermin, dem ersten Tag des mohammedanischen Monats Muharrim (etwa anfangs August), übersiedelt so ziemlich die halbe Stadt. Die Mieten werden billiger und der Hausherr will den Zins nicht ermäßigen: die Partei kündigt. Oder die Mieten werden teurer, die Partei will aber nicht mehr bezahlen: der Hausherr kündigt. Es ist auch kein Unglück: viel Möbel und sonstige Schätze hat man nicht, eine andere Wohnung ist bald gefunden und die Uebersiedlung im Nu bewerkstelligt.

In den Siedlungen wohnt man in kleinen Häusern, Baracken, Zelten; fast ist das letztere das angenehmste, da es am leichtesten die Reinhaltung ermöglicht, und ich habe gehört, daß das Wohnen in einem guten, nicht schadhafte Zelt selbst im Winter sehr angenehm ist. Man darf ja nicht vergessen, daß in dem warmen Klima Palästinas für das Wohnbedürfnis ganz andere Bedingungen bestehen als in Europa. Zimmeröfen zum Beispiel sieht man nur in dem gebirgigen, kalten, windigen Jerusalem und auch da nur vereinzelt (natürlich kleine Petroleumöfen).

Recht gut sind die palästinensischen Hotels, wenigstens für unsere mitteleuropäischen Begriffe. In Jerusalem, Tel Awiw, Haifa, Tiberias, Nazareth, Safed gibt es eine ganze Anzahl meist sauberer und guter, zum Teil sogar sehr komfortabler Hotels, allerdings nicht billig. Im allgemeinen verlangt man von den Gästen, daß sie auch die Mahlzeiten im Hotel nehmen, und berechnet für die Unterkunft und volle, meist auch gute und reichliche Verpflegung pro Kopf und Tag 70 Piaster bis 1 Pfund (etwa 110 bis 160 KČ). Es gibt aber auch in den größeren Kolonien Hotels, die natürlich sehr einfach sind; in Merchawjah zum Beispiel ist das Hotel, in dem ich wohnte – es gibt noch ein zweites – eine kleine, primitive Wellblechbude mit drei Zimmerchen; aber auch hier war das Bett rein, die Verpflegung gut und ein Duschebad vorhanden.

In diesem Zusammenhange wäre noch ein Wort über die palästinensisch-jüdische Architektur zu sagen. Ihre bisherigen Leistungen sind, mit wenigen Ausnahmen, ganz unqualifizierbare Pfusereien. Man sieht, daß den Bauherren in der Regel – in Stadt und Land – das Ideal der »Villa« vorschwebte; wo ein »modernerer« Architekt wirkte, sind diese Villen leider meist in dem Muthesiusschen Landhausstil gebaut, der – ich will von seiner Berechtigung in Europa nicht sprechen – für Palästina paßt wie die Faust aufs Auge. Fast nirgends ist das Streben sichtbar, an das einzig richtige Vorbild anzuknüpfen, die bodenständige, alte, arabische Bauart (ohne maurisch-byzantinische Attrappen, die »orientalischen Stil« markieren sollen.) Die Araber verstanden die Architektur der Landschaft mit wundervollem Einfühlungsvermögen, ihre Dörfer sind – bei allem Schmutz, aller Primitivität, aller Vernachlässigung der Erfordernisse der Hygiene – ergreifend schön und der Landschaft angepaßt. Hier eine Synthese zu finden, ist die natürliche, leider noch fast nirgends verstandene und noch weniger erfüllte Forderung an die jüdisch-palästinensische Baukunst. Ihren meisten bisherigen Produkten kann man nur wünschen, sie wären so mangelhaft gebaut, daß sie nicht lange stehen bleiben.

### **Kochen und Essen; Kleider.**

Zehn Tage war ich in Jerusalem, täglich mittags und abends zu Gast geladen, immer bei anderen Bekannten, und zwanzigmal war der Hauptgang der Mahlzeit gekochtes Huhn. Rindfleisch gibt es sehr wenig, meist ist es importiertes Gefrierfleisch aus Südamerika oder Büchsenfleisch aus Australien. Das Fleisch der im Lande überall sehr zahlreichen Schafe ist nicht jedermanns Geschmack. Und nur wenige Juden, sagen wir lieber jüdische Hausfrauen, verstehen aus der Fülle von Gemüse- und Obstarten etwas zu machen. Ja manche sind töricht genug, ihre europäische Art zu wirtschaften und zu kochen starr festzuhalten, und legen sich dadurch eine ganz schwere Beschränkung in der Auswahl der Speisen und unnötige Mühen auf. Wie es mit den Möbeln und der Wohnungseinrichtung ist, so mit der Küche: an dem in Europa Gewohnten ängstlich zu haften, ist unbequem, unpraktisch, kostspielig. In den Restaurants gilt im allgemeinen eine durch die Bedingungen des Landes nur leicht modifizierte russisch-jüdische Küche. Sie ist gut und schmackhaft, aber zu schwer. Anzeigt wäre in dem warmen Klima eine Fülle kalter Speisen, zahlreiche leichte Gänge, starke Verwendung von Gemüse und Obst. Das haben die Juden in Palästina bisher aber noch nicht entdeckt.

In den ländlichen Siedlungen ist das Essen ein getreuer Spiegel der allgemeinen wirtschaftlichen Lage. Es ist besser oder schlechter, reichhaltiger oder armseliger, aber fast immer recht schlecht, recht armselig, gehaltlos, ohne Liebe zubereitet, eintönig. Das hängt mit dem geringen Interesse zusammen, das die Arbeiterinnen der Küche entgegenbringen. Es wäre nicht nötig, eine Mahlzeit aus Reissuppe und Reisbrei, eine andere aus Linsensuppe und Linsen zusammenzustellen. Auch werden die leicht erreichbaren Landesprodukte, Gemüse und Obst, viel zu wenig verwertet. Das hängt natürlich mit der allgemeinen Einstellung der Menschen zusammen, die nur idealistische Interessen kennen, nur für die Arbeit fanatisch eingenommen sind und die äußeren, materiellen Seiten des Lebens geringschätzen. Unvergleichlich besser als die Erwachsenen haben es die Kinder, die in den Kwuzoth überall ihre besondere Wirtschaft haben (größtenteils von ihnen selbst geführt) und denen man alles das gern und in Fülle gönnt, was die erwachsenen Arbeiter sich versagen. Ich werde diesen Punkt noch bei späteren Gelegenheiten berühren.

In Palästina gibt es natürlich – wie in der ganzen Welt mit Ausnahme Deutschlands und der ehemals österreichischen Gebiete – nur Weizenbrot. Die Araber backen es in dünnen, runden Kuchen, Fladen, und es hat die größte Ähnlichkeit mit unseren Mazzoth, nur daß es natürlich gesäuert und daher etwas höher ist. Es schmeckt trocken, fade, neutral. Das jüdische Brot ist besser, in den Städten manchmal sehr gut. Die Araber in den Städten erzeugen allerhand süße Bäckereien, die sehr appetitlich und schmackhaft sind und auf den Straßen verkauft werden.

Von besonderer Bedeutung in dem warmen Klima ist das Trinken. Man hat ja eigentlich immer Durst und schluckt für europäische Begriffe unglaubliche Mengen von Flüssigkeit. Meist trinkt man Wasser, in den Siedlungen gibt es fast überall Trinkwasserleitungen, in Jerusalem leider meist nur Zisternenwasser, das abgekocht wird; es schmeckt recht langweilig und ist meist auch ziemlich warm. In ganz Palästina wird das Wasser in porösen, unglasierten arabischen Tongefäßen, flaschenartigen Krügen mit engem Hals, aufbewahrt und kühlgehalten. Wein gibt es natürlich sehr viel, doch habe ich den Eindruck, daß er im Lande wenig getrunken wird, er ist auch meist als Tischwein zu schwer; dagegen trinkt man in den Restaurants ziemlich viel aus Bayern importiertes helles Bier. Für den wundervollen arabischen Kaffee haben die Juden leider kein richtiges Verständnis, dagegen wird man in den meisten jüdischen Häusern von ganz frühmorgens bis in die Nacht mit ungezählten Tassen Tee bewirtet, eine aus Rußland mitgebrachte Sitte. Der heiße Tee ist auch das beste Mittel gegen den Durst, im Gegensatz zu dem in allen Straßen vor unzähligen Buden glasweise verkauften Sodawasser (Gasos), das, eisgekühlt im Augenblick erfrischend wirkt, bald aber wieder dem Durstgeföhle Platz macht.

\*

Das arabische Männerkleid ist ursprünglich ein langes, bis an die Knöchel reichendes, oft gestreiftes Leinenhemd und ein breiter Stoffgürtel; dazu kommt das weiße, schwarze oder bunte, mit einer dicken Schnur, dem Agal, rings um den Scheitel festgehaltene Kopftuch, die Kefije. Später, in der Stadt, wird über das Hemd noch ein offener Mantel, die Abaje, gezogen und der Gürtel darüber gebunden. Natürlich gibt es mannigfache Varianten und heute vor allem auch Uebergänge von dieser zur europäischen Tracht. Der erste Schritt dazu ist der in die europäischen Schuhe; auf das Schuhwerk legen die städtischen Araber den größten Wert. Sie lassen ihre Schuhe (am liebsten tragen sie rotbraune) zehnmal im Tag putzen, von halbwüchsigen Jungen, die dieses Geschäft gegen die Taxe von einem halben Piaster überall, auf der Straße, in Läden, Kaffeehäusern und Restaurants, besorgen; im Hotel oder der Privatwohnung werden die Schuhe überhaupt nicht geputzt. Die Frauen tragen – im Gegensatz zu den Männern – Hosen und darüber ein mantelartiges, immer schwarzes Kleid, das über den Kopf gezogen ist und unten nachschleppt; an Brust und unterem Saum ist es mit bunter Stickerei verziert. Schleier tragen die Frauen nur in der Stadt, dort aber ein so dichtes

schwarzes Gewebe, daß keinerlei Möglichkeit besteht, etwas von der verborgenen Trägerin zu ahnen. Die Kinder begnügen sich mit einem langen »Universalhemd«.

Auch die Juden leiden nicht sehr unter Toilettensorgen und Modeproblemen. In der Stadt tragen die Männer leichte Leinenanzüge, im Dorf Hemd und Hose. Kleiderluxus wird nicht betrieben, schon weil kein Geld vorhanden ist. Höchstens in den alten Kolonien bezieht man Toiletten aus dem Ausland. Man kann überall in dieser leichten praktischen Tracht erscheinen, nirgends verliert man an die Kleidung des Nächsten auch nur einen Blick oder ein Wort. Manche jüdischen Mädchen aus dem städtischen Mittelstand lieben es, sich mit arabischen Kelijes oder den dazu gehörigen Schnüren zu putzen, eine geschmacklose Maskerade – handelt es sich doch um Bestandteile der arabischen Männertracht.

Köstlich ist die Unbeirrtheit, mit der die Engländer ihre heimischen Gewohnheiten beibehalten. In der größten Sommermittagsglut tragen sie ihre dunklen Straßenanzüge mit Westen, steile Kragen und dunkle Filzhüte, womöglich auch Handschuhe – und empfinden das nicht lästig. Sie spielen in der Mittagszeit Golf, jedenfalls weil sie das zu Hause in England so tun, und schwitzen nicht. Sie warten offenbar mit äußerster Geduld und gutem Humor, bis das Klima dieser tropischen und subtropischen Länder sich ihren englischen Lebensgewohnheiten angepaßt haben wird. Daß es inzwischen noch nicht so weit ist, nehmen sie einfach nicht zur Kenntnis. Sie haben Zeit.

### **Verkehrsmittel.**

Nach dem Kriege taten sich ein paar junge Chaluzim, die sonst keine Arbeit fanden, zusammen und bildeten eine Chauffeurkooperative. Mindestens hatte jeder von ihnen schon ein Automobil gesehen. Sie legten ihrer Genossenschaft den schönen Namen »Nescher« (Adler) bei und kauften sich ein kleines Auto. Daran lernte der erste von ihnen fahren; er diente dann als Lehrer für die übrigen. Man verdiente und erwarb einen zweiten Wagen, schließlich einen ganzen kleinen Wagenpark. Und sie sind die besten, kühnsten, rücksichtslosesten, dabei vorsichtigsten Chauffeure, die man sich denken kann. Es gibt ein paar vorzügliche Chausseen in Palästina, jene Kwischim, die von der Mandatsregierung meist in den Jahren 1921 und 1922 erbaut wurden, größtenteils durch jüdische Arbeitergruppen. Jeder kennt die Bilder von den straßenbauenden, steinklopfenden, schotterführenden Chaluzim. Das sind aber nur die Hauptverbindungslinien: Jaffa – Jerusalem – Jericho, Hebron – Jerusalem – Nablus – Nazareth, Haifa – Nazareth – Tiberias, Semach – Tiberias – Safed. Die übrigen Fahrwege sind letzter Klasse, steinig, holprig, seelenerschütternd oder weich, tief, sandig. Und ich fuhr zehn Tage lang mit einem Chauffeur des »Nescher« durchs Land, kreuz und quer, die abseitigsten Wege immer wieder vom Gebirge ins Tiefland und vom Tiefland in die Berge, von Hebron bis Metullah, auf den Gipfel des Tabor, in die Sümpfe von Beisan, über Steingeröll und durch Bäche, durchquerte Gräben und übersetzte Steindämme, fuhr auch gelegentlich über weite, mit mannshohen, holzigen Disteln dicht bestandene Brachfelder, immer mit dem Gefühl absoluter Sicherheit, ohne die geringste Panne. Mann und Wagen waren wie zwei Bestandteile eines Organismus: der moderne Zentaur im jüdischen Palästina.

In allen Städten, auf allen Landstraßen herrscht ein ununterbrochener, dichter Automobilverkehr. Alles ist daran längst gewöhnt: die Araber, auch die halbwildern Beduinen des Jordantales und des oberen Galil, die Kinder, die Maultiere, Esel und Kamele. Wenn man nach Jerusalem kommt, mit der Eisenbahn von Aegypten her, sieht man rechts die weiße Chaussee nach Hebron sich dehnen: Auto auf Auto flitzt dahin, vorbei an den langen, langsam, rhythmisch dahinwellenden Kamelkarawanen. Auch hier wieder das unvemittelte Nebeneinander schärfster Kontraste, Altertum und Amerika. Automobile und Karawanen; neben der Pumpe mit dem Dieselmotor das antike Schöpfrad, von dem geduldigen Kamel am Göpel betrieben.



Zum Transport von Lasten dient fast ausschließlich das Kamel und der Esel. Wie man mir sagte, stellt sich der Transport auch auf größere Entfernungen mittels Kamelen billiger als mit der Eisenbahn. Und wenn man sich erst an den Anblick dieser Kamelzüge gewöhnt hat, Tier mit Tier durch die schwingende Schnur verbunden, alle langsam im welligen Rhythmus, auf weichen Polstersohlen dahingleitend, graziös, fast geziert, dann möchte man diese Note im palästinensischen Landschaftsbilde gar nicht mehr missen. Die Juden haben sich leider mit dem Kamel nicht sehr vertraut gemacht, nur in Tel Awiw sieht man von Chaluzim geführte Kamelzüge immer wieder zum Meere um Lasten feinen Sandes und von da beladen zu den verschiedenen Baustellen ziehen.

Der Esel in Palästina ist ein Kapitel für sich. Diese kleinen, grazilen Tierchen mit dem schön geformten Kopf und den überaus klugen Augen sieht man auf Schritt und Tritt, in Stadt und Land, als Reit- und Lasttiere. Sie sind unwahrscheinlich ausdauernd, zäh, geduldig, unermüdlich, flink; wie der Blitz läuft solch ein Eselein unter seinem Reiter, dem baumlangen Araber, dessen Füße fast die Erde streifen. Er ist aber nicht dankbar für Schnelligkeit und Unverdrossenheit; die Araber behandeln die Esel überaus schlecht. Wenn einer auf dem Esel reitet und ein Vorübergehender versetzt dem Tiere einen Schlag oder Stoß oder Fußtritt, lacht der Reiter. Aber das Tierchen läßt keinen Laut hören. Erst in der Nacht hört man die Esel schreien, mit einem lauten, klagenden Ton, und es ist, als wäre in diesem nächtlichen Schrei der Jammer und Schmerz über all die Unbill des Tages gesammelt.

Auch Maultiere und Pferde werden natürlich viel als Reittiere benützt. Man sieht manchmal, so auch bei den Wächtern der jüdischen Kolonien, prachtvolle Pferde arabischen Blutes.

Die Eisenbahn tritt als Verkehrsmittel recht in den Hintergrund. Die Hauptlinien Aegypten (Kantara) – Ludd – Haifa und Jaffa – Ludd – Jerusalem haben je drei Zugpaare täglich, die Linie Haifa – Afule – Semach zwei, davon ist ein Zug, in den frühen Morgenstunden, als »Milchzug« eingelegt, der die Milch aus den jüdischen Siedlungen in Untergaliläa und im Emek rechtzeitig zum Markt nach Haifa bringt. Diese Bahnstrecke ist recht belebt; dagegen liegt die Verbindungslinie Tulkeram (an der Strecke Ludd – Haifa) – Dschenin – Afule, die durch ausschließlich arabisches Gebiet führt, ganz öde; hier fährt nur zweimal in der Woche ein Zug. Die Bahnen sind nicht teuer und gut eingerichtet; in der zweiten Klasse bestehen die Sitze und Lehnen statt aus Polstern wie in Europa (und auch in Aegypten) aus einem feinen Geflecht aus japanischem Stroh, eine sehr gute Einrichtung. Auf der Hauptstrecke nach Aegypten gibt es täglich einen durchgehenden »Expresß« – Zug mit Speise- und Schlafwagen; er geht von Kantara-Ost um halb zwölf Uhr nachts ab und trifft in Haifa um zehn Uhr vormittags ein, während der Gegenzug von Haifa um acht Uhr morgens abfährt und um halb sieben Uhr abends am Suez-Kanal einlangt. Er ist meist recht besetzt und zwar größtenteils nicht mit Touristen, sondern mit Lokalreisenden, Juden, Fellachen, Beduinen. Es gibt natürlich keine besonderen Wagen oder Abteile für Juden und Araber, in der Praxis aber setzen sich die Passagiere gleicher Nationalität eben doch meist zueinander, so daß sich schließlich wirklich fast jüdische und arabische Kupees bilden. Unter den Bahnbeamten, Zugsbediensteten, Schaffnern usw. sieht man recht selten einen Juden, alle aber geben auf hebräische Fragen in einem, wenn auch oft fehlerhaften Hebräisch Antwort. Sie tragen auch alle ihre Dienstbezeichnung in messingenen Lettern auf dem Rock und zwar auf der rechten Achsel englisch, auf der linken arabisch und auf der linken Brustseite hebräisch. Auch der Fahrplan ist dreisprachig, ebenso die Aufschriften auf allen Bahnhöfen, auch dort, wo keine oder nur wenige Juden wohnen.

Post, Telegraph, Telephon funktionieren wie in Europa; Briefpost nach Europa geht nur einmal in der Woche und in Jerusalem zum Beispiel kann man Mittwoch abends, vor Abgang der Post, jedermann am Postamte finden; die Wechselbeziehung ist doch eine sehr rege und allgemeine und man empfindet die Europapost sehr stark als ein lebendiges Band, das Palästina mit der großen Welt da draußen verknüpft.

### Kultur und Zivilisation.

In den Jahren nach 1900 wußten wir, ach so genau, welches der Unterschied von Kultur und Zivilisation ist: Kultur ist Kunst, Zivilisation ist Komfort. Manche Völker haben, so schien uns, beides, manche keins, manche nur eines von von beiden. Es war, wie fast alles in den Jahren nach 1900, ein wenig oberflächlich, ein wenig schematisch gedacht. Hüten wir uns doch, an das werdende, wachsende Gemeinwesen in Palästina diesen Maßstab, anzulegen! Es ist europäisch, das heißt auf Komfort gerichtet, auf »moderne« Wirtschaftsmethoden gebaut, das heißt, daß jeder Arbeitende, vom Steinklopfer bis zum Bankdirektor, auf Muße verzichtet, um dafür »Zivilisation« einzutauschen; und doch ist die in Palästina allenthalben lautwerdende Forderung nach »Kultur«, nach Kunst, nach Schönheit, nach idealen Gütern keine bloße Phrase, sondern erlebt, in Jerusalem wie in Tel Awiw, in Chederah wie in Beth Alpha.

Merkwürdig, wie dieses europäisch-ökonomische Gemeinwesen mit dem so lebhaft empfundenen, so selten gestillten Drang nach »Kultur« sich einnistet in einem Lande, in der Mitte eines Volkes, das Kultur in höchstem Maße besitzt, aber zugrundegeht, weil es nicht die Kraft zu wirtschaftlicher Leistung hat! Die Araber besitzen eine harmonische, historisch gewordene und aus den Bedingungen des Landes erwachsene Kultur; wie sie bauen, wie sie sich kleiden, wie sie essen, das ist alles nicht komfortabel, aber alles künstlerisch; ihre Familien- und Stammestraditionen, ihre Gastfreundschaft, ihre Märchenerzähler, um die sich, am Dorfbrunnen, Alt und Jung versammelt, ihre Lieder, selbst die Formeln, mit denen sie einander auf der Straße begrüßen, sind voll künstlerischer Harmonie. Und doch wird niemand den Juden raten, sich den Arabern zu »assimilieren«. Denn man *kann* einfach, und wäre man selbst der heftigste Kritiker dieser mechanisierenden Zeit, niemandem raten, eine bäuerlich-feudale Kultur für die europäische Zivilisation einzutauschen und dabei wirtschaftlich zugrundegehen.

Heute ist das jüdische Palästina kulturlos, wenn auch ungeheuer kulturhungrig. An allen Ecken und Enden gibt es Schulen, Kulturkommissionen, Kulturvereine, Kulturarbeiter; Kultur, Tarbut, ist eines der am häufigsten gebrauchten Wörter in Palästina. Nun kommt angeblich der Wolf, wenn man ihn nennt, wenigstens in der Fabel; aber die Kultur tut es nicht, vielleicht das Gegenteil. Der wahre Inhalt des palästinensischen Lebens ist Arbeit und Wirtschaft, die Kulturarbeit ist Aufputz. Und was an wirklicher Kultur da ist, das steckt nicht in den Schulen und Kursen, den meist recht kläglichen Versuchen, eine Poesie, eine Malerei, eine Musik, ein Theater zu schaffen, sondern in dem den meisten palästinensischen Menschen unbewußt innewohnenden Drang, ihr historisches und nationales Gefühl in ihrer Lebensarbeit zu gestalten, *in* der Arbeit, nicht *neben* ihr.

Das jüdische Palästina ist heute genau ebenso kulturlos wie es Nordamerika vor zweihundert, Australien vor hundert Jahren war. Kolonisationspioniere haben keine Muße und also keine Kultur. Mancher behauptet, Amerika sei auch heute noch kulturlos; insofern das richtig ist, rührt es von dem Völkergemisch her, das in diesem »Melting-pot« brodelt. Für die Zukunft der palästinensischen Kultur gestattet der stark nationale, also von vornherein auf Einheitlichkeit der Ausdrucksmittel gerichtete Charakter der Siedlung eine gute Prognose. Aber die Entwicklung wird nicht dadurch beschleunigt, daß man den Kwuzoth Reproduktionen guter Bilder in die Eßbaracken hängt oder daß ein tüchtiger Architekt von Neuberliner Schulung Häuser in Tel Awiw oder Bauernhöfe im Emek mit äußerstem guten Willen und »aus dem Charakter der Landschaft heraus« entwirft. Das kann nur Verwirrung stiften. Heute sollte man nur *technische* Vollkommenheit fordern, auf das Künstlerische bewußt verzichten (meist tut man es auch, wenngleich nur, um aus der Not eine Tugend zu machen).

Dasselbe gilt von der geistigen »Kultur«. Ich halte es für einen Unfug, ein sehr interessantes, aber doch ganz von europäischen Vorbildern abhängiges, oft auch von sehr zufälligen Zusammenhängen

bestimmtes Schulwesen als »Kulturwerk« zu bezeichnen. Es ist ein heroischer Versuch, mit unzulänglichen Mitteln, sowohl an Räumen, Lehrbehelfen und Geld als auch vor allen an Menschen, Schulen aus dem Boden zu stampfen, die der europäischen Zivilisation und zugleich der Hebräisierung, der Verknüpfung mit dem Historischen dienen sollen; in der einen Funktion bedeuten sie für die Kultur nichts, in der andern nur die Schaffung von Voraussetzungen. Und auch die Universität in Jerusalem wird nicht mehr bedeuten. Das heißt vor allem: sie wird keine Universität sein. Universitäten stampft man nicht aus dem Boden, Universitäten müssen genau so wachsen wie ein Baum, wie eine nationale Kunst, wie Kultur. Das was man jetzt Universität nennt, ist eine wichtige Institution für die technische Entwicklung des Landes, ein starkes Hilfsmittel der Hebräisierung und ein Symbol der nationalen Entwicklung, also ein politischer, noch kein kultureller Wert.

Wenn ein Schriftsteller ein Buch schreibt, nach einem wohl überlegten, durchdachten Plane, so läßt er wohl die Feder laufen; kommt er aber an die schwersten, kühnsten, gewagtesten Kapitel, so fügt er in das Manuskript eine entsprechende Lage leerer Blätter und geht zunächst weiter, zu leichteren, weniger gefährlichen Teilen des Buches. So wie dieses Bündel leerer Blätter erscheint mir heute die Universität in Jerusalem. Diese leeren Blätter bedeuten keineswegs nichts; sie bedeuten einen Plan, ein Versprechen und vor allem eine Mahnung, eine starke, laute, unablässige Mahnung, die erst verstummt, wenn auch dieses Werk vollbracht, die Lücke gefüllt ist. Es wäre aber nicht gut, wenn der Autor sich nötigte, sich übereilte; jedes Ding hat seine Zeit, wie der Prediger Salomonis sagt, es ist eine Zeit zum Brechen und eine Zeit zum Bauen, eine Zeit, dürfen wir sagen, technischer Entwicklung und eine Zeit kultureller Schöpfung. Wann die eine endet, die andere anhebt – unser Fürwitz kann es nicht bestimmen, aber, so sagt der Prediger weiter, *er* tut alles fein, zu seiner Zeit, und läßt unser Herz sich ängsten, wie es gehen soll in der Welt.

## VI.

**Ein wenig Volkswirtschaft.****»En Keßef«.**

In der Jaffastraße in Jerusalem, wo sich alle Banken angesiedelt haben, begegnete ich eines glühendheißen Vormittags zwischen Hanhalah und Postamt einem alten Bekannten, dem palästinensischen Korrespondenten der größten mitteleuropäischen Zeitungen. Mit der ihm eigenen Energie erwischte er mich an einem Knopf meiner Leinenjacke und führte mich eine Stunde lang die etwas ruhigere »Sultan Soliman-Straße« auf und ab, immer vom Postamt bis zum Damaskustor und wieder zurück. »Die ganze Zionistische Organisation mit der Londoner Exekutive und der Hanhalah, mit ihrem Kolonisationsdepartement, mit Ruppin und Oettinger und Stern und allen übrigen Flachköpfen ist keinen Schuß Pulver wert«, erklärte er kategorisch. »Geben Sie mir eine halbe Million Pfund«, – er machte nicht die geringste Andeutung darüber, woher ich seiner Meinung nach diesen unerheblichen Betrag nehmen sollte –, »Und ich baue Ihnen ein jüdisches Palästina auf, in drei, vier Jahren, mit 500.000 Juden!« Ich zog mein viertes Taschentuch und trocknete mir den Schweiß von der Stirne. In Palästina, im Juli, versteht man die Abgrundtiefe des Fluches: Im Schweiß deines Angesichtes ... Mein Freund aber, gegen dessen Temperament Palästina im Juli ein Kühlhaus ist, entwickelte mir unbekümmert sein Projekt. Es war einfach, klar, fast selbstverständlich, ein Kolumbusei: man müßte nur eine Million Dunam Boden am Ufer des Toten Meeres und im unteren Jordantal aufkaufen, wo man das Dunam für fünf Piaster bekomme, große chemische Industrien, Baumwoll-, Zuckerrohr- und Kaffeeplantagen errichten und das Problem wäre getöst. *Wer* sich dort ansiedeln lassen würde, war mir freilich nicht sicher; wenn es hier in Jerusalem am frühen Vormittag so heiß war, fast achthundert Meter über dem Meer, so konnte man sich ja die Temperatur da unten, vierhundert Meter tiefer als der Meeresspiegel, ungefähr vorstellen – vielmehr, man konnte sich sie *nicht* vorstellen! Aber sollte ich mit dem Manne streiten? Sicherer als daß sein Projekt irrsinnig war, war ja die Tatsache, daß ich ihm keine halbe Million Pfund geben konnte. »*Nur* eine halbe Million Pfund«, blies er geringschätzig durch die Lippen; »a propos, können Sie mir nicht fünf Pfund leihen? Ich habe morgen Umzug und brauche Geld für den Spediteur.«

Das ist kein besonderer Ausnahmefall: Die Leute in Palästina haben *alle* Projekte von hunderttausenden von Pfund und brauchen *alle* gerade im Augenblick fünf Pfund, drei Pfund, ein Pfund, dreißig Piaster. Wenn du nach Palästina kommst, ohne ein hebräisches Wort zu kennen, so erlernst du binnen zwei Tagen *einen* Satz hebräisch und arabisch: »En keßef – Mafisch massari - kein Geld!« Niemand hat Geld, weder die Juden noch die Araber, weder die Hanhalah noch die Regierung, weder die Leute in der Stadt noch die auf dem Lande, weder Industrielle noch Aerzte noch Beamte noch Geschäftsleute noch Arbeiter noch Bauern. Es ist kein Wunder: alles steht im Anfang, im Aufbau, und alles ist begonnen, ohne daß die nötigen Summen vorher bereitlagen. Jedes Unternehmen, jede Siedlung, jede Wirtschaft schluckt unaufhörlich Geld. Man muß investieren, investieren, investieren. Dieser seit Jahrhunderten nicht ameliorierte Boden ist entsetzlich anspruchsvoll und letzten Endes geht all sein Durst auf Geld. In En Charod, in Nahalal, in Kinereth, überall dasselbe Bild: nur die Kinder erhalten von allen Produkten der Wirtschaft, Gemüse, Milch, Eiern, soviel sie brauchen, alles übrige geht auf den Markt zum Verkauf; die Arbeiter selbst essen Bohnen, Reis, Linsen, versagen sich alles, nur um Geld hereinzubekommen. Und das Geld wird bis

auf den kleinen Rest, der zum Ankauf von Bohnen, Reis, Linsen nötig ist, sogleich wieder in die Wirtschaft gesteckt, für Drainageröhren, Bauten, Maschinen, Zug- und Nutztiere verwendet. Ganz ähnlich ist es mit den Industrien, mit Handelsunternehmungen, mit allem.

Niemand hat Geld. Ein Keßel ist der Refrain aller Gespräche, die Antwort auf alle Fragen, das stehende Selbstgespräch, der letzte Schluß, auf den alle noch so gelehrten Untersuchungen immer wieder hinauslaufen.

Niemand hat Geld, aber jedermann hat Kredit. Mein Freund in Talpioth erzählte mir, wie sich sein Nachbar, ein Lehrer, ein hübsches Einfamilienhaus bauen konnte: Er bekam einen Brief von seinem in Amerika lebenden Schwager (New York, Bronx), worin dieser ihm schrieb, er sende ihm demnächst ganz bestimmt ein Pfund Sterling. Auf Grund dieses Briefes erhielt der Lehrer von einem Bekannten fünf Pfund geliehen, daraufhin von einer Baugenossenschaft 25 Pfund, daraufhin von der Hypothekenbank 100 Pfund – und den Rest der Bausumme durfte er der Bauunternehmung schuldig bleiben. Dieselbe Geschichte erzählten mir noch viele Bekannte in Talpioth, Beth hakerem, Tel Awiw und Haifa, immer von ihren Nachbarn. Buchstäblich wahr ist sie sicher nicht, aber etwas Wahres ist daran. Immer wieder mußten sich die Lehrer in Palästina beschweren, daß man ihnen Monate lang ihre Gehälter schuldig bleibe (weil der Keren Hajessod zu geringe Geldeingänge hatte) aber inzwischen bauten sie sich Häuser. Das Kreditsystem in Palästina ist ungeheuer verzweigt und kompliziert – jeder ist jedem Geld schuldig. Dabei gibt es fast keine Bankkredite: dafür sind in der überwältigenden Mehrheit der Fälle die Sicherheiten zu gering. Aber private Kredite gibt es in zahllosen Formen und Fällen und in jeder Höhe, von einem Piaster angefangen. Und die Moral der Schuldner ist hervorragend. Da nicht nur das ganze geschäftliche Leben, sondern auch fast das ganze Privatleben von dieser Leichtigkeit, Kredit ohne besondere Sicherstellungen zu erhalten, abhängig ist, zahlt jedermann seine Schulden – schwer, langsam, aber doch, selbst wenn er buchstäblich hungern muß.

Es gibt in Palästina, sagte mir ein kluger Mann in Tel Awiw, dreierlei Geld: erstens das »richtige« Regierungsgeld, bisher ägyptischer Währung – übrigens eine sehr schöne und vollwertige Münzgattung, schwere Silberstücke von gediegenstem Gepräge; zweitens »Maschbirzettel«, Bons der großen jüdischen Konsumgenossenschaft, die in allen Städten und größeren Siedlungen ihre Niederlassungen hat; und schließlich drittens: kein Geld. Das letztere ist am reichlichsten vorhanden.

### **Wie wird man reich?**

Es gibt aber natürlich doch eine Menge reicher Leute in Palästina. Man muß sie in ein paar sehr deutlich von einander abgehobene Gruppen scheiden.

Die Reichsten sind, unleugbar, die Effendis, die nicht sehr zahlreiche Klasse der Großgrundbesitzer, teils christliche, teils mohammedanische Araber. Ein Teil von ihnen lebt ständig außer Landes, in Beirut, Damaskus, Aleppo, in Kairo oder Alexandrien, aber auch in Paris. Es sind wenige, aber sehr ausgebreitete Familien, denen ungeheure Bodenflächen gehören. Teils werden diese Besitzungen in »eigener Regie« bewirtschaftet, von schönen, modern eingerichteten Meierhöfen aus, wie ich sie in besonders guter Form im westlichen Teil des Emek Jesreel sah, zwischen Nazareth und Haifa – diese Böden sind letzthin fast gänzlich von jüdischen Gesellschaften angekauft worden –, teils sind sie an Fellachen, arabische Kleinbauern, verpachtet. Beide Formen der Bewirtschaftung sind unrentabel, die erstere, weil der Herr fern und die Verwaltung nicht gewissenhaft ist, die letztere, weil die Fellachen mit ihren primitiven Arbeitsmethoden wenig aus dem Boden herausholen können. Daher verkaufen die Effendis ganz gern den Boden an die Juden, obgleich sie politische Gegner der britisch-zionistischen Politik sind. Sie tragen sich sehr elegant, europäisch – bei den verschleierte und schwarz verummten Frauen macht sich das freilich nur an Strümpfen und

Schuhen bemerkbar – , wohnen in prächtigen Häusern und fahren in eigenen Automobilen; fast alle Privatautos, die man in Palästina sieht, gehören Arabern. Dann gibt es die etwas zahlreichere Klasse der altansässigen Kaufleute, teils Araber, teils sfardische (spaniolische) Juden. Sie hatten bis zur britischen Okkupation den Handel Syriens und Palästinas sowie zwischen diesen Ländern einerseits, Aegypten und Europa andererseits fast ganz in Händen und sind im Grunde gleichfalls Gegner des neuen Regimes, das ihnen zwar größere Sicherheit und neue Verkehrswege brachte, gleichzeitig aber auch sehr viel Konkurrenz, vor allem von europäischen (und nicht nur englischen) Import- und Exportfirmen.

Unter den in den letzten Jahrzehnten eingewanderten Juden gibt es drei Kategorien wohlhabender und manchmal reicher Leute. Zunächst Landwirte in den alten, jüdischen Kolonien, die mit Hilfe der Ica und des Barons Rothschild groß geworden sind, vor allem in Rischon le-Zion, Pethach Tikwah, Rechoboth, Chederah, Sichron Jaakob. Man darf aber nicht glauben, in diesen Dörfern seien *alle* Kolonisten reich geworden. Wer geschickt war und Glück hatte, hat sich dank den großen Krediten und den sehr günstigen Rückzahlungsbedingungen, insbesondere wohl auch dank der großen Willkür und Parteilichkeit, mit der früher manche Beamten der Ica-Administration ihre Gaben verteilt haben sollen, schöne Anwesen geschaffen und Vermögen erworben. Diese Kolonisten leben sehr behaglich, lassen arabische Tagelöhner für sich arbeiten, beziehen die Toiletten ihrer Frauen aus Paris und gehen jährlich mindestens für ein paar Wochen nach Europa. In Rechoboth sah ich solch ein Anwesen: ein stattliches Gebäude, Typus »Herrenhaus«, in der Tiefe eines wundervollen, üppigen Gartens, und zwischen den schattigen Bäumen die Dame, alias »Bäuerin«, in seidnem Hauskleid und einem Schleier zum Schutz ihres Teints. Diese »Kolonisten« sind ganz brave, ordentliche Geschäftsleute von ostjüdischem Typus, die überall außer in Palästina einen sehr erfreulichen Eindruck machen würden. Man soll aber nicht übersehen, daß neben ihnen auch in den »Rothschild-Kolonien« in der Mehrzahl Siedler wohnen, die sich redlich plagen und sehr gut rechnen müssen, um durch das Jahr zu kommen.

Die zweite Gruppe sind Leute, die teils mit den ersten Ansiedlern, teils mit den Chaluzim ins Land gekommen sind und die Konjunktur ausgenützt haben, teils als Händler, teils indem sie kleine mitgebrachte Kapitalien dem so aufnahmugierigen und dankbaren palästinensischen Kreditmarkte zuführten, teils schließlich, indem sie meist, wie ich überzeugt bin, ohne spekulative Absicht und ohne die Möglichkeiten zu ahnen – Boden kauften, der dann im Werte ungeheuer stieg, und durch den Abverkauf eines Teiles davon bedeutende Summen gewannen. Besonders in Tel Awiw ist diese Spezies durch einige hervorragende Beispiele vertreten, Leute, die sich prachtvolle Häuser errichtet haben und jetzt das systematisch üben, was sie zuerst mehr oder weniger zufällig und absichtslos, aber mit so erstaunlichem Erfolg versuchten. Sich über diese »Konjunkturhyänen«, »Bodenwucherer«, »Spekulanten« u.s.w. zu entrüsten, wäre nicht sehr angebracht; jeder Krieg gebiert seine Kriegsgewinner und noch jedesmal ist die Mehrzahl dieser Gattung ebenso rasch verschwunden wie sie auftauchte. Die Aufschließung eines Landes ist eine Art von Krieg und bringt Konjunkturen mit sich – die sie ausnützen, haben auch ihre Funktion in dem wirtschaftlichen Prozeß des Aufbaues.

Die weitaus zahlreichste Kategorie der Reichen aber besteht aus jenen, die schon früher, im »Ausland«, reich waren und ihr Vermögen hierher mitgebracht haben. Von den Industriellen vor allem bedeuten nur jene wirklich etwas, die ihre palästinensischen Unternehmungen mit dem Rückhalt bedeutender Mittel gründen konnten. Zunächst braucht ja jedes Unternehmen Zuschüsse; wer dafür nicht sorgen kann oder teuren Kredit in Anspruch nehmen muß, kommt auf keinen grünen Zweig. Selbst ein Unternehmen wie die Silikatziegelfabrik in Tel Awiw, für das die Prosperität von vornherein und mit Sicherheit gegeben ist, hatte passive Perioden durchzumachen, in denen die Gesellschaft erhebliche Summen über die ursprünglich vorgesehenen hinaus nachschießen mußte;

hätte sie sie nicht gehabt, so wäre vielleicht sogar diese Fabrik zugrundegegangen. Alle mit zu geringen Mitteln begonnenen Industrien in Palästina sind unhaltbar.

Natürlich gelten auch in Palästina viele Leute für reich, die es in Wirklichkeit nicht sind. Aber Zahlungseinstellungen sind eine sehr seltene Erscheinung und vielleicht hat die Tatsache, die von vielen beklagt wird, daß das Privatkapital so schwer für Unternehmungen in Palästina zu haben ist, auch ihre gute Seite, daß nämlich auch die Schäden, die die kapitalistische Betätigung mit sich bringt, hier auf ein Mindestmaß reduziert sind. Man darf nicht glauben, es sei in Palästina anders als in anderen Kolonisationsländern: die privatkapitalistische, geschäftliche Betätigung birgt sicher sehr große Chancen, größere als in der vergleichsweise geordneten europäischen Wirtschaft, aber auch sehr große Risiken. Die Chancen bestehen heute mehr in der Bodenspekulation als in der Industrie, die Risiken aber überall. Mit einem gewissen Grad von Sicherheit kann nur der rechnen, der einen sehr starken Rückhalt oder – der nichts zu verlieren hat.

### Ein paar Ziffern.

Der Aufbau eines Landes ist kein Geschäft, für ihn gelten ganz andere Maßstäbe als für privatwirtschaftliche Unternehmungen. Es ist nicht so einfach, Rentabilität oder Unrentabilität widerspruchsfrei zu errechnen. Die Kunst des Buchhalters, eine Bilanz aufzustellen, genügt hier keineswegs. Ich will auf einen Passus in der kleinen »Kolonialgeschichte« Dietrich Schäfers in der Sammlung Göschen hinweisen, die ich unter anderem zur Vorbereitung vor meiner Reise las. Dort heißt es (Bd. I., S. 90): »Im Jahre 1770 ward die (1719 mit einem Kapital von 112 Millionen Frank begründete) Französisch-Ostindische Kompanie aufgehoben. Man berechnete ihre Aktiva auf 264, ihre Passiva auf 248, den während der 50 Jahre ihres Bestehens erlittenen Verlust auf 169 Millionen, *keineswegs ein Ergebnis, das jede Hoffnung abschnitt*\*) Die niederländische und die englische Kompanie haben sich lange in ähnlicher Geschäftslage befunden. Für die erstere wurde der Verlust im letzten Jahrhundert ihres Bestehens auf über 100 Millionen Gulden berechnet«. Die französische Gesellschaft also, die mit 112 Millionen nominellen Aktienkapitals begründet worden war, viele Millionen nachgeschossen hatte und nach 50 Jahren ein Reinvermögen von 16 Millionen besaß, befand sich nach Ansicht eines Fachmanns keineswegs in verzweifelter Lage; tatsächlich hat sie, obgleich ihre wichtigsten Positionen an die Engländer verloren gingen, doch das französisch-indische Kolonialreich geschaffen, mit 800.000 Quadratkilometern und 17 Millionen Einwohnern. Das muß uns vorsichtig machen, wenn wir Kolonisationsprobleme betrachten und Siedlungsunternehmungen kritisieren wollen.

Die palästinensische *Handelsbilanz* ist stark passiv, was auch nur natürlich ist. Das Land importiert alle Brennstoffe, Bauholz und alle Industrieprodukte; die Hauptexportartikel sind Wein, Orangen, Oel und neuestens Tabak. Nach den amtlichen Angaben belief sich der Wert der Einfuhr in den Jahren 1921, 1922, 1923 (erst Mitte 1920 war ja die Zivilverwaltung eingerichtet und damit ein halbwegs »normaler« Zustand hergestellt worden) auf 6 Millionen, 5.9 Millionen, 5.1 Millionen Pfund: also ein langsamer Abbau. Der Wert der Ausfuhr betrug 1.4 Millionen, 1.4 Millionen, 1.6 Millionen Pfund: ein noch langsamerer aber vorhandener Aufstieg. Das Passivum der Handelsbilanz senkte sich demnach stetig, von 4.6 auf 4.5 und auf 3.5 Millionen Pfund. Die Zahlungsbilanz zeigt aber ein ganz anderes Bild. Die britische Heeresverwaltung allein und der Keren Hajessod (der vom Judentum der ganzen Welt geschaffene Palästina-Aufbaufond) brachten in den genannten drei Jahren 4.4 Millionen, 3 Millionen bzw. 2 Millionen Pfund ins Land, denen keine Ausfuhr von Werten gegenübersteht. Die Senkung dieser Ziffer geht ausschließlich auf die Herabsetzung der britischen Garnison zurück; die vom Keren Hajessod nach Palästina gebrachten Summen stiegen

---

\* Von mir hervorgehoben. H.

von 370.000 auf 470.000 bzw. 500.000 Pfund. Natürlich bringen andere jüdische Institutionen, vor allem der den Bodenkauf besorgende Jüdische Nationalfond (Keren Kajemeth), und private Unternehmer sowie Einwanderer und Touristen weitere sehr erhebliche Summen herein, sodaß man – genaue Angaben fehlen naturgemäß – für Palästina mit größter Wahrscheinlichkeit von einer aktiven Zahlungsbilanz sprechen kann.

Daß Palästina ein armes, wirtschaftlich schwaches Land ist, erhellt aus dem *Haushalt der Landesverwaltung*. Die gesamten Einnahmen betragen in neun Monaten des Budgetjahres 1920-21 (die Finanzverwaltung rechnet, wie die englische, vom 1. April bis zum 31. März) 1.1 Millionen Pfund, im Budgetjahr 1921-22 2.3 Millionen, 1922-23 1.8 Millionen Pfund; die drei Haupteinnahmeposten, Steuern, Zölle und Eisenbahnen beliefen sich in den beiden letzten Jahren auf 2 bzw. 1.5 Millionen Pfund. Die gesamten Ausgaben im Jahre 1920-21 waren 1.2, im Jahre 1921-22 1.9, im Jahre 1922-23 1.8 Millionen Pfund; die vier Hauptausgabeposten Eisenbahnen, öffentliche Sicherheit, Gesundheitswesen, Zoll- und Finanzverwaltung waren an diesen Summen in den beiden letzten Jahren mit 1 Million bzw. 0.9 Millionen Pfund beteiligt. England zahlt für die Verwaltung Palästinas *nichts*, sondern nur für die auch im Reichsinteresse hier gehaltene Garnison; die Verwaltung erhält sich selbst, ja sie hat, wie man sieht, vom Juli 1920 bis zum März 1923, also in zwei Jahren und neun Monaten, sogar einen Ueberschuß von 300.000 Pfund herausgewirtschaftet. Das kann sie natürlich nur durch äußerste Sparsamkeit erzielen; so gab die Regierung in den drei erwähnten Budgetjahren für das Schulwesen 118.000, 143.000 bzw. 114.000, zusammen 375.000 Pfund aus, der Keren Hajessod für das Schulwesen der elfprozentigen jüdischen Minderheit allein 114.000, 114.000 bzw. 74.000, zusammen also 302.000 Pfund; für die öffentliche Sanitätspflege beliefen sich die Ausgaben der Regierung auf 49.000, 88.000 bzw. 89.000, insgesamt also 226.000 Pfund, die des Keren Hajessod auf 9000, 58.000 bzw. 86.000, zusammen also auf 153.000 Pfund.

Im Oktober 1922 wurde die erste Volkszählung in Palästina nach neueren Methoden vorgenommen. Allerdings konnten die Angaben der Mohammedaner über ihren Familienstand nicht kontrolliert werden und sind sicher zu hoch. Die Zählung ergab 757.000 Einwohner, davon 84.000 Juden (11 Prozent), 2000 indische Soldaten und etwa 10.000 Europäer, daneben also eine Masse von 661.000 teils mohammedanischen, teils christlichen Arabern (87 Prozent). Mähren, ein nicht sehr dicht bevölkertes Land, hat auf ungefähr gleicher Fläche 2,700.000 Einwohner. Die Zahl der Juden in Palästina ist inzwischen durch Einwanderung um mindestens 26.000 auf etwa 110.000 oder 14 Prozent gestiegen. Was die jüdische *Einwanderung* selbst anlangt, so war sie im Jahre 1920 ziemlich stark (in den acht Monaten September 1920 bis April 1921 belief sie sich auf 10.000 Köpfe); im Mai 1921 war sie infolge politischer Schwierigkeiten gänzlich unterbrochen und auch später sehr erschwert; erst im Jahre 1924 hob sie sich wieder beträchtlich. In den letzten 7 Monaten des Jahres 1921 kamen 5000 jüdische Einwanderer ins Land, im Jahre 1922 nur 8000, 1923 gar nur 7000, 1924 aber mindestens 18.000. Nicht nur die politischen, auch die wirtschaftlichen Verhältnisse waren in den Jahren 1921 bis 1923 sehr ungünstig, sodaß ständig eine recht erhebliche Zahl von jüdischen Arbeitern erwerbslos war. Daher stieg auch die vordem unbedeutende jüdische Auswanderung im Jahre 1922 auf 1000, 1923 sogar auf 3000 Köpfe; 1924 ist sie wieder nahezu ganz geschwunden. Eine nicht geringe Rolle im Wirtschaftsleben Palästinas spielt auch der *Touristenverkehr*. Unmittelbar nach dem Krieg war er allerdings, wie in der ganzen Welt, von zu vielen Hindernissen beschränkt, als daß er den Vorkriegsstand hätte erreichen können; aber das erste Touristenjahr 1923 zog wieder 7000 Besucher ins Land; 1924 wuchs die Zahl auf wenigstens 30.000 und für die Saison 1925 kündigt sich noch eine weitere gewaltige Steigerung an, sodaß wegen der Unterbringung und Verpflegung der Reisenden fast schon Besorgnisse bestehen. Wenn man bedenkt, daß kaum ein Tourist weniger als 20 Pfund im Lande läßt, nicht wenige aber ein Vielfaches davon, so ermißt man die Bedeutung dieses Verkehrs für ein Land, das ein so großes Bedürfnis nach dem Zustrom von Geld hat wie Palästina.



### Self-supporting.

Es ist ganz einerlei, in welcher Sprache man das Ziel bezeichnet; man muß es nur fest im Auge haben. Die meisten der für die Arbeit in Palästina verantwortlichen Männer würden es politisch formulieren: ein unabhängiges Gemeinwesen, frei von äußerer und innerer Unterdrückung, auch frei von noch so wohlwollender Bevormundung, sozial gesund. Mein teurer Freund Hugo Bergmann faßt es ganz anders, wenn er aus dem engen Arbeitskämmerlein seiner Bibliothek heraus die Welt ansieht: er will eine auf die jahrtausendelange Tradition jüdischer Kultur und auf die neubelebte hebräische Sprache gebaute, zu echter schöpferischer Leistung befähigte Gemeinschaft: für ihn ist es der Geist, der sich den Körper baut. Im Leben Palästinas begegnet man heute häufiger und häufiger einer dritten Form der Zielsetzung; ich hörte von Einwanderern, alten Chaluzim in Daganiah, von akklimatisierten Kolonisten in Chederah, von einem jungen Großkaufmann in Haifa, von Glikin in Migdal, von Alten und Jungen: Politik, Kultur, das sind Ergebnisse, sekundäre Erscheinungen; das primäre ist die Wirtschaft. Das muß das Ziel sein: eine wirtschaftlich selbständige, sich selbst durch ihre eigene Arbeit erhaltende, in der Urproduktion verwurzelte Wirtschaftsgemeinschaft. *Self-supporting* – das ist das Zauberwort, der Schlüssel zu verborgenen Schätzen, die blaue Blume, der alles nachstrebt. Ich bin nicht dazu da, um zu kritisieren, sondern um Eindrücke aufzuzeichnen; aber es scheint mir, als bedeute jede der drei Formulierungen letzten Endes dasselbe und als sei die Hervorkehrung der wirtschaftlichen Aspekte ein bißchen Modesache.

Dabei wird in Palästina das »Self-supporting« oft mißverstanden und so aufgefaßt, als bedeute es wirtschaftliche »Autarkie«, Unabhängigkeit vom »Ausland«, dem oft auch die nichtjüdische Wirtschaft im Lande selbst zugerechnet wird. Nun ist »Autarkie« sicher kein Ideal und als Schlagwort nur unter der Nachwirkung des Krieges zu verstehen. Palästina wird nie von der Welt abgeschnitten sein, und wäre es denkbar, so wäre diese sehr entfernte Drohung kein Anlaß, die ganze Wirtschaft danach einzurichten. Aber man kann schließlich die Tendenz zur Autarkie auch aus der allgemeinen, nationalen Einstellung der Menschen verstehen. Dazu kommt noch eins: es bedrückt notwendigerweise die Siedler, daß ein großer Teil der wertvollsten Produkte jüdischer Landwirtschaft in Palästina von stark schwankenden Marktkonjunkturen abhängig ist. Das wurde mir am besten an einem heißen Nachmittag in Kinereth klar. Der Führer der hier siedelnden, meist aus Litauern bestehenden Arbeitergruppe erläuterte mir die Absichten seiner »Chawerim« und ich war sehr erstaunt zu hören, daß sie Pflanzungen auflassen und dafür mehr »Falcha« (Getreide) bauen wollten. Ich sah auf die Orangen- und Mandelpflanzungen, den prachtvoll üppigen Bananenhain und die frischen Gemüsebeete, die nach Angabe desselben Führers schon in diesem Jahre geradezu fabelhafte Erträge geliefert hatten, ich fühlte die tropische Hitze dieser Seenederung, die wie ein natürliches Treibhaus wirkt (200 Meter unter dem Meeresspiegel), und verstand nicht, wie man anstelle hochwertiger Pflanzungsprodukte Getreide bauen könne. Ben Zion sagte: »Alle die Mandeln, Orangen, Bananen, Frühgemüse tragen sehr viel, *wenn* man sie verkaufen kann – aber es gibt Jahre, wo sie unverwertbar sind. Getreide dagegen muß man haben. Wir müssen mindestens soviel Getreide bauen, als wir selbst verbrauchen. Wir müssen unabhängig sein von der Notwendigkeit, Brot zu kaufen, für Geld, das wir vielleicht nicht haben«. Es scheint mir, daß diese Anschauung nur für kurze Zeit Geltung hat, für solange nämlich, als der Markt in Palästina selbst klein und arm ist. Die geringe Einwanderung der letzten Jahre und das langsame Tempo der wirtschaftlichen Entwicklung hat die Menschen vorsichtig, furchtsam, vielleicht allzu vorsichtig und furchtsam gemacht. Allerdings ist es ein schweres Hemmnis aller unserer Siedlungen, daß ihre besten Produkte, Orangen, Wein, Tabak, so großen Preisschwankungen von Jahr zu Jahr unterliegen; es kann geschehen, daß man einige Jahre ganz vergeblich arbeitet, und wenn dann das gute Jahr kommt, das alle Verluste vergütet, ist man vielleicht schon allzu tief ins Defizit geraten ... Hier kann nichts helfen als ein rasches Wachsen des inländischen Marktes, der in guten Jahren nicht so

rentabel ist wie der Weltmarkt, in schlechten aber auch nicht so verschlossen. Wachsen des inländischen Marktes aber heißt rasche, starke Einwanderung, Einwanderung auch bemittelter, wohlhabender Elemente.

Dasselbe gilt für die Industrie, ja noch schärfer und krasser. Industrien, die für den Weltmarkt, für die Ausfuhr arbeiten, haben auf lange hinaus sehr wenig Aussichten in Palästina. Zur Ausfuhrindustrie gehört der gut organisierte Absatzmarkt wie zur gut eingerichteten Fabrik das ebenso leistungsfähige kommerzielle Bureau. Und Absatzmärkte organisiert man nicht von heute auf morgen, sie sind das Werk von Generationen. Dagegen haben Industrien für den inländischen Absatz große Möglichkeiten, freilich wiederum nur, wenn sie von sehr tüchtigen Fachleuten mit wirklich ausreichenden Kapitalien begründet werden – und in Palästina reicht dafür ein Kapital kaum aus, das in wirtschaftlich voll entwickelten Ländern überreichlich wäre.

Die Stunde mit Ben Zion unter dem Oelbaum von Kinereth hat mich mehr gelehrt als das Studium dicker Bücher volkswirtschaftlicher Fachgrößen über die ökonomische Entwicklung Palästinas. Unser Beobachtungsmaterial ist so gering, die Zeit der neuen Ansiedlungsarbeit – seit 1920 – so kurz, daß alle Theorien ins Leere fallen. Durch Irrtümer und Fehlschläge, durch viele Windungen und Krümmungen eines engen und steinigen Weges geht die Fahrt dieses kleinen, klapprigen Wägelchens und der Stein, zehn Meter vor der Deichsel, ist dem Kutscher wichtiger als der Berg, den er fern am Horizont aufragen sieht. Zähigkeit, Unverdrossenheit sind die Tugenden, die hier vonnöten sind, Mut auch bei schwersten Bedingungen, Fähigkeit sich immer wieder anzupassen, immer wieder umzustellen, unbeugsamer Wille zum *Lernen*. Und so wird der Blick auf die armselige, in Sümpfen und über Karstbergen wachsende Wirtschaft des jüdischen Palästina zum Quell der Bewunderung für die nie auszuschöpfende, nie voll zu würdigende, mit nichts in der Welt vergleichbare Lebenskraft dieses jungen Geschlechtes von Ostjuden, das alle Hindernisse als Selbstverständlichkeiten hinnimmt und – sie überwindet.

## VII.

### Der neue Jude.

#### Männer.

Als ich von Tel Chai nach Metullah hinauffuhr, einen schmalen Gebirgsweg, hügelab, hügelab, an steilen Bergwänden vorbei, jähe Felsabstürze entlang, überholte das kleine, unermüdliche Auto einen Reiter. Auf einem hellbraunen, sehnigen Pferde, im arabischen Sattel, der wie der Zaum über und über mit baumelnden bunten Quasten behängt ist, saß ein stämmiger, athletisch gebauter Mann von etwa 25 Jahren, bekleidet mit einem bis tief auf die Brust offenen Hemd, grober Zwilchhose und Sandalen. Sein Gesicht breit, voll und rotbraun, sein blondes Haar üppig gelockt, lang auf die Schulter fallend. Und die Augen von strahlendem Blau, lachend wie der Himmel von Obergaliläa. Es war der Schafhirt von Kfar Gileadi, der eben eine Botschaft nach Metullah brachte; ich sah ihn mittags dort und bald nachher wieder in Kfar Gileadi und gleich darauf in Tel Chai. Aus welchem russischen Judenstädtchen ist er vor ein paar Jahren nach Erez Israel gekommen? Ich weiß es nicht, weiß nur, daß er seither ein Stück von Palästina geworden ist, zusammengewachsen mit diesen Bergen, diesen Felsabstürzen, diesen Gebirgsweiden, mit diesem Boden, auf dem seine Herden weiden. Mann des friedlichsten Geschäftes und doch durchdrungen von dem Sturm des Ueberganges, der in ein paar Jahren, Monaten, Wochen aus Ghettojungen unbändige Kinder der Freiheit, der wilden Freiheit des oberen Galil macht.

Aber in Nablus – Sichem ist der alte Name der Stadt – sprach ich einen Lehrer. 30.000 Einwohner zählt dieses Zentrum des palästinensischen Islam, darunter ganze 770 Seelen von der alten Sekte der Samaritaner und einen, sage und schreibe einen Juden: den Lehrer. Alte Blutfehde lebte zwischen Samaritanern und Juden, von dem Bau des zweiten Tempels her, an dem die Juden den mit dem alten Götzenkult befleckten Schomronim den Anteil verweigerten, worauf die Zurückgewiesenen in die »Opposition« gingen. Jetzt aber ist ihr Völkchen zusammengeschmolzen bis auf einen kümmerlichen Rest und der bat die zionistische Exekutive in Jerusalem um eine Schule, um das Verbindungsglied zu dem neuen Leben. Der Wunsch fand Erfüllung und in Nablus haust, mitten im Labyrinth arabischer Gäßchen und Höfe, der Lehrer Müller, ein einfacher, schlichter Jude mitten im arabischen Meer. Er lebt: primitiv, in armseliger Umgebung, manchmal, wenn die Juden draußen dem Kerem Hajessod weniger Geld geben, muß er ein paar Monate auf sein Gehalt warten – aber man hat ihn auf seinen Posten gestellt, er arbeitet mit Eifer und mit Stolz und mit Liebe für sein Werk, hält es wohl auch für die wichtigste Aufgabe in Palästina, vom kulturellen und vom politischen Standpunkte. Dreißigtausend Menschen, von denen jeder einzelne davon durchdrungen ist, daß gerade er die wichtigste, dringendste, entscheidendste Aufgabe zu erfüllen hat: das ist das jüdische Palästina. Monomanen? Vielleicht; aber sie schaffen mit äußerster Selbstentäußerung das Notwendige.

Niemand glaube jedoch, sie seien kritiklos. Da gibt es eine kleine Kolonie, mitten in den Hügeln von Schomron, weltfern, weltabgeschieden, abseits vom Touristenweg. Dort lebt ein Kolonist, pflügt, sät, erntet, pflegt sein Vieh, zieht morgens aufs Feld, kehrt bei Sonnenuntergang zurück. Vor zwanzig Jahren ist er ins Land gekommen, nachdem er mit Glanz das Doktorat der Philosophie und der Jurisprudenz erworben hatte. Er nahm eine Frau, eine Studienkollegin, und ging mit ihr nach

Palästina. Heute ist er ein Bauer, wortkarg, herb, stachlig, und er gewinnt nur Leben und Munterheit, wenn er zu kritisieren beginnt. Mein Gott, wie genau weiß er, was alles nicht stimmt im Lande und in der Organisation! Er verschont nichts und niemand; die zionistische Leitung und jedes einzelne ihrer Departements; jeder Beamte; die Ica und ihre hochmögenden Herren, von dem Präsidenten in Paris bis zu dem Administrator der letzten Kolonie; die Regierung in Jerusalem und der Distriktgouverneur und der kleinste Polizist oder Stationsmeister; England und der Völkerbund; aber auch das Land, die Kolonien, Kwuzoth und Moschawim – sie alle sind nicht frei von Fehlern und er versteht es, jeden dieser Fehler aufs minutiöseste festzustellen und richtig anzunageln. Und du hörst zu, mit immer wachsendem Erstaunen, mit wachsendem Unwillen über diese Nörgelei und Kritiksucht und diese Selbstzerfleischung; plötzlich aber zerfließt der Unwille und du fragst harmlos: »Warum sitzen Sie eigentlich zwanzig Jahre mitten in diesem Knäuel von Unfähigkeit, schlechtem Willen, Schwäche, Eitelkeit und Bosheit? Ist denn diese Atmosphäre, wenn man alle ihre schädlichen Bestandteile kennt, atembar?« Und er, der Kritiker, der negative, zersetzende Geist verstummt verlegen lächelnd und wird wieder zum Bauer, herb, wortkarg, stumm. Man züchtigt das geliebte Kind, – seine Tugenden und Vorzüge predigt man nicht auf der Gasse ...

Größer aber schien mir ein anderer Bauer. Es war in einer Kwuzah, am wundervollen »Meer« Kinereth; der Führer der Gruppe führte mich durch die Wirtschaft, zeigte mit dem Stolz aller Siedler in Palästina Wohn- und Wirtschaftsgebäude, Stall und Molkerei, Gärten und Felder. Er ist – für Palästina, das Land junger Menschen – ein »alter« Chaluz. Vielleicht dreißig, am Ende schon zweiunddreißig Jahre alt, lange im Lande, einer von den ersten »Chawerim« der ersten Kwuzoth. Sieh ihn an: untersetzt, mit braungegerbter Haut, verkniffenem Mund, in grauem Hemd und brauner Hose, linkisch, verbauert. Jawohl: verbauert, abgerissen von Europa, von dem starken, vollen Strom des Lebens, ganz auf seine Scholle zurückgezogen, nur dem Tag und seiner Arbeit hingegeben. Nein, nicht einmal verbauert: er gleicht nicht dem breitpurig auftretenden, seines Wertes bewußten europäischen Bauern, sondern vollständig dem Typus des landwirtschaftlichen Arbeiters, wie wir ihn kennen, dem Tagelöhner, der nur den Kreis seines beschränkten Arbeitsgebietes umfaßt und in äußerster Dürftigkeit und Beschränkung lebt. Aber nach dem Rundgange, als wir im Schatten eines mächtigen Oelbaums saßen, erläuterte er mir eine Stunde lang die Bedingungen und Bedürfnisse der Wirtschaft in der Kwuzah und plötzlich war er wie verwandelt: er streckte sich, seine Züge gewannen Leben und Ausdruck, die blauen Augen leuchteten voll Geist. Er sprach nicht von dem Aufbau des nationalen Heimes, sondern von Bewässerung und Fruchtwechsel, von Getreide und Fruchtplantagen, Erntemengen und Marktpreisen; aber er gab ein so lebensvolles, klares, volkswirtschaftlich wohlbegründetes und scharf durchdachtes Bild von der Arbeit der jüdischen Siedlungen im Lande, wie es kein Inhaber eines Lehrstuhles an einer europäischen Hochschule umsichtiger zeichnen könnte. Ich verabschiedete mich, ganz hingerissen von seinem männlich-klares Wesen und tief belehrt; er wandte sich mit seinen Genossen wieder der Arbeit zu, in der ihn der Besuch unterbrochen hatte, ergriff die Hacke und säuberte, gebeugten Rückens, die Bewässerungsgräben der Pflanzung.

Palästina, du Land der Gegensätze! Und ihr Gegensätze, wie schließt ihr euch zusammen, um das zu schaffen, was Land und Volk brauchen: den Mann, nicht nach dem alten Ideal des waffenklirrenden Kriegers, nein, nach dem neuen Bilde, dem erst die Zukunft gerecht werden wird!

### **Frauenfragen.**

Vom Frauenwahlrecht oder dergleichen überholten Dingen spricht man in Palästina nicht mehr, wenigstens nicht in dem allein erheblichen Teile des Jischuw. Frauen üben alle Berufe aus, sind emanzipiert, tragen kurze Haare, – nein, keineswegs den Buben- oder Pagenkopf, sondern wirklich kurz geschnittene Haare à la Fiesco. Verheiratete Frauen führen im Paß den Familiennamen des

Gatten, im Leben aber lehnen sie es ab, um der für die Außenwelt belanglosen Tatsache ihrer Verhelichung willen ihren alten Namen aufzugeben, und jedermann respektiert diesen Standpunkt: kein Mensch kennt eine Irma Berkowicz oder eine Grete Reiner, jeder aber die Irma Singer und die Grete Obernik. Sie haben alle Rechte, alle Pflichten, sind Kameradinnen. Wie in jedem Lande mit zu wenig Frauen ehrt man sie und nur die Armut hindert die Männer, ihre Frauen zu verwöhnen. Und außer der Armut die Frauen selbst, die keine Luxusgegenstände sein wollen.

Trotzdem gehört die Frauenfrage zu den schwersten unter den vielen schweren Fragen Palästinas. Sie wäre aber so zu formulieren: Wie bringt man die Frauen, die hierher gekommen sind, getrieben von dem gleichen brennenden Wunsche, das Land aufzubauen, die schwersten Opfer und Mühen auf sich zu nehmen, den Boden zu erlösen durch schwere Arbeit, – wie bringt man sie dazu, zu kochen, Wäsche zu waschen, Strümpfe zu stopfen, Hemden zu nähen? (Nein, das Strümpfestopfen mag unterwegs bleiben; in Palästina trägt auf dem Lande niemand Strümpfe.) Sie tun es; nicht als ob sie sich weigerten; aber sie tun es ungern, widerwillig. Sie kommen sich wie Verräter an ihrem Ideal vor, wenn sie die Männer aufs Feld, in den Weingarten, in die Tabakpflanzung ziehen lassen und selbst in der Küche stehen bleiben. Es ist kein Genuß, bei 30 und mehr Grad im Schatten in einer von Millionen Fliegen bevölkerten Küche zu stehen, und es ist notwendig, das sehen sie ein; aber, während jene *unmittelbar* für die Erlösung, an der Erlösung arbeiten, tut man es in der Küche nur *mittelbar* und darum drückt man sich nach Möglichkeit davon. Wenn einen der Turnus trifft, kocht man, ohne gerade zu murren; ist die Zeit um, so freut man sich auf Stall und Feld. Und das ist schlecht. Die ungern, nur gezwungen gemachte häusliche Arbeit ist nicht so gut gemacht, wie das möglich und nötig wäre. Die Speisekarten sind so geradehin, schleuderhaft, ohne Liebe zusammengestellt, das Essen ohne Liebe gekocht. Das schadet der Verdauung, schadet der Stimmung, schadet auch materiell.

Es wird schwer sein, das zu ändern, vor allem weil ja der Mangel nur die Kehrseite des größten Vorzuges ist, den diese Frauen haben. Frauen ohne jene idealistische Einstellung, ohne jenen Drang nach Entbehrungen und Arbeit, würden auch der Aufgabe nicht gewachsen sein, in diesen Siedlungen bloß die Wirtschaft zu führen. Es scheint mir, daß die bedeutendste Frau Palästinas, Chanah Meisel (ihr Gatte heißt Schochat), den richtigen Weg geht, indem sie – mit Hilfe der Londoner Weltorganisation zionistischer Frauen – eine Frauenschule gründet, die solchen Mädchen, die bereits in Palästina sind, einen längeren Kurs in Land- und Hauswirtschaft geben soll. Der Ort ist gut gewählt, Nahalal liegt mitten im Emek und man kann von hier aus alle Siedlungen gut kennen lernen; ob Lehrplan und Unterrichtsmethoden sehr wirkungsvoll sein werden, weiß ich nicht, es kommt aber auch gar nicht darauf an, sondern allein darauf, daß schon durch die Existenz einer solchen Schule eine Aenderung in der seelischen Einstellung der Chaluzoth zur häuslichen Arbeit angebahnt wird. Die bürgerliche Frau, in der Stadt, hat es auch recht schwer. Wenn sie ihre Art zu leben, zu wirtschaften, gesellig zu verkehren, von Europa mitbringt, fühlt sie sich meist unglücklich und verlassen, versinkt in kleinliche Schwierigkeiten bis zur Verzweiflung und macht sich und dem Manne das Leben unerträglich. Paßt sie sich den ganz veränderten wirtschaftlichen und geselligen Formen an, so trägt sie immer noch schwer genug an den meist sehr großen materiellen Sorgen, an der Vereinsamung – denn der Beruf ist meist sehr aufreibend und beansprucht den Mann womöglich vierundzwanzig Stunden im Tag – und an der überaus dornigen Dienstbotenfrage. Arabische Dienstboten sucht man aus vielen berechtigten Gründen zu vermeiden, jemenitische Jüdinnen sind zwar sauber und willig, aber höchst primitiv, Sfardinnen verschmähen den Dienstbotenberuf in der Regel und aschkenasische, europäische Jüdinnen sind ohne Maß in ihren Ansprüchen. Aber diese Probleme lassen sich, bei gutem Willen, bis zu einem gewissen Grade lösen; eine bis jetzt anscheinend unlösbare, jedenfalls nirgends gelöste Frage ist die Schaffung eines gesellschaftlichen Lebens, die doch nur von den Frauen oder unter ihrer entscheidenden Mitwirkung gelöst werden kann. Es gibt viel Geselligkeit im jüdischen Palästina – ich spreche von der Stadt

– , aber keine Gesellschaft. Alles zerflattert: man besucht eine Familie zwanzigmal in einem Monat und sieht sie dann ein Jahr lang nicht, ohne sie zu vermissen; die gemeinsamen Interessen sind zu allgemein, um innerhalb des großen Kreises kleinere Zirkel entstehen zu lassen, und noch scheint es niemand zu verstehen, Menschen menschlich einander näherzubringen, ohne den Beruf, die Parteistellung, die wirtschaftlichen Verknüpfungen mitspielen zu lassen. Hier wartet eine große, schöne Aufgabe auf die jüdische Frau des neuen Landes. Vorläufig ist man froh, durch den Tag zu kommen. Es ist bei allen Mühseligkeiten ein unglaubliches Maß von Sorglosigkeit vorhanden, das sich vielleicht in nichts so deutlich ausspricht, wie in der Tatsache der vielen Kinder. Man findet sich, bewußt oder unbewußt, damit ab, daß ein großer Teil der Lebensfragen erst von der nächsten Generation gelöst werden wird, und sorgt an seinem Ende wenigstens dafür, daß eine solche nächste Generation kommt. Und das beweist doch, daß man trotz Sorgen und Zweifeln mit Vertrauen in die Zukunft blickt.

Eins muß ich noch bezeugen: ich fand so manche meiner Bekannten, die nach Palästina gegangen war, dort ganz wesentlich verschönert. Ich glaube, die ständige Anspannung des Willens, die Konzentrierung auf eine Aufgabe, die gesunde Beschäftigung in freier Luft, der Mangel aller großstädtischen »Vergnügungen« sind die Ursachen dafür; auch daß es keine kosmetischen Künste gibt und keine Toiletten, sondern nur das schlichte Arbeitskleid, erhöht den stillen Reiz, die natürliche Anmut und den geistigen Ausdruck, der oft gerade solche Frauen auszeichnet, die in einer von Modekünsten beherrschten Umgebung als »häßlich« gelten. Unsere Alten sagten, die Luft von Palästina mache weise; es scheint, sie macht auch schön.

### **Kinder.**

Es ist schwer, nicht enthusiastisch zu werden, wenn man von den Kindern in Palästina spricht. In Städten und Dörfern, in alten und neuen Kolonien, in Kwuzoth und Moschawim wimmelt es von Kindern. Zweikindersystem, Einkindersystem – wer denkt in Palästina daran, sich so arm zu machen? In einer Kwuzah, wo es, glaube ich, zehn verheiratete Paare gibt, lauter ganz junge, lächerlich junge Leute, fast selbst noch Kinder, fragte ich, wie viele Kinder es gebe. »Acht haben wir«, war die Antwort, »und sieben sind unterwegs«. Mein Freund. Gustav Aschermann, Leiter der Gebärdensprachklinik im Hadassahspital in Tel Awiw, kommt am Abend nach Hause: »Heute sind wieder zwölf Einwanderer ohne Zertifikate angekommen, ohne daß das Immigrations-Departement Schwierigkeiten machte«; und kaum ausgesprochen, wird er wieder ins Spital gerufen.

Und wie prachtvoll sehen die Kinder aus! Selbst in jenen Siedlungen, die mit schweren materiellen Sorgen kämpfen, so daß sich die Arbeiter alles, selbst ein nahrhaftes Essen, versagen, haben die Kinder alles. Von der Milchproduktion erhalten die Kinder soviel sie brauchen, der Rest geht auf den Markt; von den Eiern nehmen die Kinderpflegerinnen, was ihnen nötig scheint, der Rest geht auf den Markt in die Stadt; die Siedler essen Linsen, Bohnen, Reis. In den größeren Kwuzoth leben die Kinder in besonderen Häusern mit ihren Pflegern und Pflegerinnen, eigenen Gärten, eigener Küche; die Eltern kommen nach Feierabend für ein Stündchen und am Sabbath. Die Kinder europäischer Proletarier treiben sich den lieben langen Tag auf der Straße umher, essen zu Mittag, was die Mutter nach der Heimkehr aus der Fabrik rasch zusammengebraut hat, kennen keine Pflege, keine Liebe, keine Familie. Die Kinder dieser Arbeiter in Erez Israel, die ja auch nichts als Arbeiter, Proletarier, sein *wollen*, kennen zwar auch die Familie im Bourgeois-Sinne nicht, aber sie sind gehegt und gepflegt, erzogen und betreut wie nur ein »Liebling« einer Familie des »Guten Mittelstandes« in Europa es sein kann. Und statt der Familie kennen sie die Gemeinschaft, die Gemeinschaft der Arbeit und der unzählbaren Liebe zum Lande. Sie sind glücklich.

Sie haben alles, was die Eltern ihnen geben können, außer natürlich, was Geld kostet, – denn Geld ist keines da. Und in Palästina sieht man erst, wie wenig wichtig es eigentlich ist, Geld zu haben. Irgendwelche sentimentalen Touristinnen haben vor einiger Zeit wahrheitsgemäß festgestellt, daß die Kinder in den jüdischen Siedlungen kein Spielzeug haben, und eine Sammlung angeregt. Wie lächerlich! Ein Stück Holz ist zum Puppenspielen nicht nur ebensogut wie eine feine Puppe mit Schlafaugen, sondern weit besser; die Kinder schaffen sich alles Spielzeug selber. Allerdings wird die achtzehnjährige Braut nicht gerührt von den Puppen ihrer Kindheit Abschied nehmen können, wie es in Marlitt-Romanen vorkommen soll; aber die Achtzehnjährigen in Palästina haben ohnedies nichts für Rührung übrig.

Erziehung und Unterricht beruhen in ganz Palästina auf modernsten Grundlagen. Alles war neu zu schaffen und man hat, Gott sei Dank, keine Kopie des europäischen Erziehungswesens angestrebt. In Europa können nur die Reichsten ihre Kinder in ein Landerziehungsheim oder ein Wickersdorf senden; in Palästina sind auch die Schulen der Aermsten auf den Gedanken der Montessori, Wynekens, Ottos und der neuen Russen aufgebaut. Und wenn das Prinzip der Arbeitsschule in Europa vom Willen verantwortungsvoller Pädagogen und der Erkenntnis genialer Kulturphilosophen und Soziologen getragen ist, die ihrer Zeit vorausseilen, so entspricht es in Palästina der das ganze Leben beherrschenden seelischen Einstellung, in die auch die Kinder sogleich hineinwachsen; und so ist jede Schule mit Selbstverständlichkeit eine Arbeitsschule im besten Sinne des Wortes. Alle Kinder werden in der Arbeit, durch die Arbeit und für die Arbeit erzogen. Von einer frühen Stufe an machen sie alles, was sie brauchen, selbst: Spielzeug, Schulgeräte, Werkzeug; bearbeiten ihren Garten, besorgen ihre Küche, wahren selbst Ordnung und Reinlichkeit. Ihre Kindergärten und Schulen sind unendlich entfernt von dem steifen Drill und der blutleeren Autoritätsanbetung europäischer Anstalten; freie ungezwungene Aussprache zwischen Lehrern und Kindern ist das Lebenselement der Erziehung, echte Kameradschaft ihre Lebensform, die Liebe zum Lande ihr sittliches Fundament (diese Pioniere sind nicht jüdische Nationalisten, sondern Palästinisten, das Volk ist ihnen nicht als Gegenwart, sondern als Zukunft teuer).

Das Stärkste an Eindruck sind wohl die Waisensiedlungen. Denke dir alles, was den Begriff des Waisenhauses so häßlich, lähmend, jammervoll macht, völlig ausgerottet, völlig ins Gegenteil verkehrt: das ist die palästinensische Waisensiedlung. Alle Uniformität vermieden, auch in der Kleidung; Lehrer, die nicht Autorität verlangen, sondern Freundschaft bieten; keine Erinnerung an ein trübes Los als Erbe der Vergangenheit, sondern Einstellung in die starke Gemeinschaft der Zukunft; kein gedämpfter Ton, sondern überquellende Fröhlichkeit. Ober-Balfouria: Hundert Knaben und Mädchen, ukrainische Pogromwaisen, den halben Tag in Stall und Feld, den halben in der Schule, immer in der frischen Luft, vor ihren Blick gebreitet der Teppich des Emek; Schfejah: sechzig Mädchen, palästinensische und ukrainische Waisenkinder, zwitschernd wie ein Vogelschwarm, den halben Tag bei der Weinlese, den halben unter den schattigen Bäumen in der »Schule«, – niemand wird diese Siedlungen sehen, ohne zur tiefen Ueberzeugung zu kommen: hier wachsen glückliche Menschen heran. Soll ich noch von Kfar Gileadi sprechen? Dort, oben in der herben Gebirgsluft von Galil haeljon, in der großen Kwuzah, wachsen mit den Kindern der Siedler die Waisen verstorbener Chaluzim auf; Waisen? Alle die Kinder haben, im Geiste, in der Liebe, die ihnen geboten wird, zweihundert Eltern, die sie mit Zärtlichkeit pflegen, mit Freude wachsen sehen; Liebe, Zärtlichkeit und Freude wird allen in gleichem, reichem Maße zuteil.

Und sprich mit den Kindern: wie sind sie verwachsen mit dem Boden und dem Lande, genügsam, bescheiden, unverbildet naiv und kindisch, offen und frei, ohne Scheu und Befangenheit, klug und doch nicht altklug, gesund, frisch, fröhlich und doch nicht überlaut, versonnen und doch nicht grüblerisch, – und hinreißend schön. Wäre sonst alles in Palästina häßlich und schlecht und zum Untergang reif (wie es nicht ist): um dieser Kindergeneration willen müßte Gott es segnen. Hier

wächst ein Geschlecht auf, das der Stolz der Menschheit werden wird, – wenn die Menschheit seiner halbwegs wert sein wird. Versuchen wenigstens wir an unserem Teile, seiner würdig zu sein.

### **Der Chan von Chederah.**

Es war ein strahlender Juliabend, als ich durch die sumpfige Steppe der Küstenebene von Schomron westwärts fuhr, der schon tiefstehenden Sonne nach. Vor meinem Blick dehnte sich wie eine Wand die ununterbrochene Kette der Dünenhügel, deren kahle, nur von harten Gräsern spärlich bewachsene Sandwellen dem hier seine Schafe weidenden Beduinen den Anblick des nahen Meeres entziehen. Da, als ich der Düne näherrückte, stutzte ich: sie ging gegen Süden plötzlich in einen Hügelzug über, dessen Kamm und dessen Fuß von dichten, weitgedehnten Wäldern bestanden war. Wald, wirklicher Wald in diesem sonnigen, gelben, schattenarmen Palästina! Wie ein Märchen ist mitten in die trostlose Oede von Sumpf, Steppe und Sanddüne eine Oase üppigster Fruchtbarkeit gepflanzt: Chederah und die anschließenden, jüngeren Siedlungen. Das Auto fuhr bis an den Fuß der Hügel und hielt an der Brücke über einen durch den Eukalyptuswald fließenden Bach. »Von hier ist es noch zehn Minuten Weges nach Chederah, gerade den Hügel hinauf; das Auto kann hier nicht durchkommen.« Mein Chauffeur verabschiedete sich damit, versprach, morgen um acht Uhr früh wieder an dieser Stelle zu warten, und fuhr für die Nacht nach dem nahen Gan Schmucl hinüber.

Für einen Abend und eine Nacht von dem Chauffeur getrennt, war mir fast beklommen zu Mute. Ich weiß, es gehört eigentlich in ein anderes Kapitel, aber ich »kann hier nicht durchkommen«, ohne dieses jungen russischen Juden zu gedenken, in dessen Hut ich zehn Tage lang durch Palästina reiste. Er war alles in allem: Chauffeur (und welch geschickter, kühner, vorsichtiger, ausdauernder Chauffeur), Führer, Freund, Vermittler von hundert Bekanntschaften (denn Issar kennt alle Menschen im Lande und das ganze Land kennt ihn), Quartiermacher, Lehrer, Dolmetsch. Fünfzehn Jahre ist Issar in Palästina, sein Bruder Berl ist einer der bekanntesten Arbeiterführer, in der ganzen Welt berühmt; er aber ist ein Mitglied der Chauffeurkooperative, ein Arbeiter in grobem Zwilchhemd, einfach, wortkarg, mager, frei von jeder Pose und doch voll von der unvergleichlichen, selbstbewußten Würde des jüdischen Arbeiters in Erez Israel. Kein Herzog, kein Diplomat kann solchen Takt, solch subtiles Feingefühl für den Umgang mit Menschen aller Stände, aller Sprachen, aller Kulturen haben, keiner so wundervoll verstehen, Distanz zu halten und doch Liebe einzuflößen. Wir haben einander ohne Zeremonien kennengelernt, als er mich eines Sonntags ganz früh abholte und ich, mit zwei Gefährten, in sein Auto stieg; wir waren zehn Tage unterwegs, er nahm mit unbeschreiblicher Geduld alle unsere Wünsche und Launen hin, die Aenderungen des Programms im letzten Augenblick, warf sich ohne ein Wort der Ungeduld auf schlechteste, nie befahrene Wege, fand es selbstverständlich, daß wir immer wieder die von ihm für notwendig erklärte Stunde des Aufbruches von irgendeiner Siedlung versäumten, immer wieder in die stockdunkle Nacht gerieten, sorgte immer dafür, daß wir nicht als »Touristen«, sondern als Freunde empfangen wurden; und nach zehn Tagen verabschiedeten wir uns mit dem einen Wort »Schalom« und Welten stürzten sich zwischen uns. Wenn er läse, was ich hier schreibe, seine schmalen Lippen in dem Asketengesicht würden sich noch etwas fester aufeinanderpressen als sonst und er würde spöttisch lächeln. Ich weiß nicht, ob und wann ich ihm wiederbegegne; aber ich werde ihn nie vergessen, als einen der Menschen, die mir wahre Freundschaft geschenkt – ohne Wort und ohne Anspruch.

Als ich den Hügel nach Chederah hinaufstapfte, verstand ich, daß hier kein Auto fahren kann: bis hoch über die Knöchel versank der Fuß in den dünnen, feinen, braunen Dünensand. Wo ein Baum seine Wurzel hinstreckt, da bindet sich der Sand zu festem Boden; wohin keine Wurzel reicht, trittst du auf lockeres Gewelle. Die zehn Minuten den Hügel von Chederah hinan schienen mir eine Ewigkeit; so ermüdet der Fuß in dem rinnenden Sand, der keinen Halt gibt (man gewöhnt sich



daran: die Leute in Chederah gehen im Sand wie wir auf dem gepflasterten Trottoir der Großstadt). Chederah ist ein weitgedehntes Dorf, ganz durchsetzt von dem stattlichen Eukalyptuswald, ganz eingebettet in Grün, umgeben von Orangen- und Mandelpflanzungen, Weingärten, Oelbaumhainen. Jedermann kennt die Geschichte von Chederah, dieses rührende Kapitel voll Leiden und unbezwingbarstem Mut. 1883 wurde der Boden gekauft, 1891 die Kolonie gegründet. Es waren schlimme Zeiten damals, als die Sümpfe des Nahr el Mefdschir, eben jenes Baches, von dem aus ich den Fußweg angetreten hatte, das Land verpesteten und die großen Eukalyptuspflanzungen noch nicht den Sumpf und damit die Malaria ausgerottet hatten. Dreißig Familien zählte damals die Siedlung; einen der dreißig Familienväter hatte ich schon vorher gesprochen, bei einem kurzen Besuch in Meßcha, am Fuß des Berges Tabor. Er heißt Aschbi, stammt aus Homel und war zwölf Jahre lang in Chederah. Drei Kinder starben ihm dort an der Malaria und doch brauchte es zwölf Jahre, ehe er mürbe geworden war und den Kampf aufgab: er zog nach Meßcha, das man eben gegründet hatte. Ich sehe ihn vor mir, hager, glatt rasiert, mit einer altmodischen Brille, ein durchgearbeitetes, verschlossenes, intelligentes Gesicht, das von Kämpfen und Opfern erzählt. Er schämt sich nicht, aus Chederah geflohen zu sein – wer könnte sich schämen, aus einer Hölle zu fliehen? Niemand schätzt ihn gering. Aber andere sind in Chederah geblieben. 1898 gab es 153 Menschen hier, 1909, elf Jahre später, 164; kein Zuwachs, kaum daß ersetzt wurden, die im Kampfe fielen. Heute leben hier 500 glückliche, gesunde, wohlhabende Menschen, sie beschäftigen 2000 Arbeiter im Taglohn (zur größeren Hälfte Araber), führen nach eigenen Plänen und mit eigenen Mitteln die Sanierung der Gegend zu Ende (die ersten Eukalypten pflanzte hier Baron Rothschild, in Palästina nur »Hanadiw«, »der Wohltäter«, oder auch »der Baron« schlechthin, genannt).

Ganz früh am nächsten Morgen führte mich Zwi Badkowski, der Vorsteher, der als Knabe um die Mitte der neunziger Jahre nach Chederah gekommen ist, durch das Dorf, zeigte mir das schmucke Schulgebäude, das Gemeindehaus und das Postamt und ließ mich unversehens durch ein großes, offenstehendes Tor in der Hof des »Chans« eintreten. Der Chan (dieses arabische Wort bezeichnet ein Mittelding zwischen Wirtschaftshof und Herberge) ist das einzige Gebäude, das aus der Zeit vor der jüdischen Ansiedlung stammt; es ist ein großer viereckiger Hof, umgeben von niedrigen, halbverfallenen Gebäuden. In den einzelnen kümmerlichen Räumen des Chans, dumpfen Kammern, die auch als Stallungen zu schlecht wären, wohnten jene dreißig Familien lange Jahre, zusammengepfercht, bedrückt von Not und Krankheit, bis sie endlich daran denken konnten, Häuser zu bauen. Heute dient der Chan nur mehr als Ablagerungsstätte für Gerümpel, zerbrochene Maschinen, unbrauchbar gewordene Wagen. Aber man bricht ihn nicht ab; und Badkowski, der große, stattliche Mann, strahlend von blühender Gesundheit, strotzend von Kraft, getragen auch von dem Bewußtsein wachsenden Wohlstandes, zeigte mir den Chan mit nicht allzu verschämtem Stolze und sagte: »Als wir noch hier hausten – wohnen konnte man nicht sagen – ,war alles, was Sie ringsum sehen, das Dorf, die Höfe, Stallungen, Gärten, die Eukalyptuswälder, Orangen- und Weinpflanzungen leere, öde Sanddüne, graubraun und wüst.« Ich weiß nicht, ob der Chan der übersichtlichste Aussichtspunkt für Chederah und seine Umgebung ist, ich bezweifle es; aber ich verstehe, daß der Blick auf das in den kühlen Schatten der mächtigen Bäume gebettete Dorf für die Siedler von nirgends her so süß ist wie eben vom »Chan von Chederah«.

Und wenn ich in Gedanken noch einmal durch all die Siedlungen gehe, die ich, allzu kurz, allzu flüchtig, gesehen habe, von Metullah im äußersten Norden his Rechoboth im jüdischen Süden, von dem vierzigjährigen Petach Tikwah oder Sichron Jaakob bis zu den jüngsten Gruppen im Emek, die noch keinen Namen haben, durch Juda, Schomron, Emek, Unter- und Obergaliläa, wenn mein Gedanke, schneller als Issars Auto, noch einmal durch all die Kolonien, Kwuzoth und Moschawim schweift, so scheint es mir: es gibt *keine* Siedlung in Palästina, die nicht ihren »Chan von Chederah« hat. Du ruhst im Schatten der fetten Orangengärten von Rechoboth, wandelst durch die Palmenallee von Migdal, pflückst die Trauben von Nahalal, von Rischon, von Kirjath anawim,

grüßt die Gärten von Merchawjah oder Daganiah, aber all das, Orangen und Palmen, Trauben und Bananen, Mandeln und Oliven, ist das Werk *einer* Generation, die durch Not und Krankheit, Entbehrungen und Leiden, Opfer und übermenschliche Mühe und Plage all das geschaffen hat – und die noch der Not gedenkt. Leiden wie diese vergißt man nicht, sie lassen einen auch nicht unversehrt, selbst wenn man sie siegreich überwindet; und so ist in diesem jüdischen Palästina der Triumph nicht laut und wortreich, sondern durchkreuzt von Resignation und Erinnerungsschmerz; aber auch Not und Leiden, wo sie noch herrschen, gemildert durch Hoffnung und Zuversicht. Wenn einst das jüdische Gemeinwesen stark und stolz errichtet steht, wird doch Uebermut und chauvinistische Torheit nicht herrschen können; wenn aber solches drohen sollte, wird das Gewissen des Volkes auf ein Denkmal weisen, das, hoffentlich, erhalten bleibt zum Nutzen der kommenden Geschlechter und das sie lehren wird, daß echter Stolz nur gepaart lebt mit echter Demut; auf dieses Denkmal von Kampf und Not und Ueberwindung: den Chan von Chederah.

## VIII.

**Die Gesellschaft****Anfänge der Ständegliederung**

Es gibt noch keine eigentliche Gesellschaft im jüdischen Palästina, aber doch beginnen sich gewisse Ständegruppen abzuzeichnen. Daß uns das Leben in Erez Israel so fremdartig erscheint, so ganz anders als in Europa, ist vor allem der ganz verschobenen Klassengliederung zuzuschreiben.

Der angesehenste Stand ist der der Arbeiter. Vielleicht gibt es in Sowjetrußland etwas Aehnliches, aber sicher ist es nicht so natürlich, so der wahren Lage angemessen, viel mehr durch die politischen Verhältnisse erzwungen. In Palästina aber fühlt jeder mit ungeheurer Deutlichkeit, daß nur die bewußte Verzichtleistung des Arbeiters auf ein bequemeres Leben, sein klar erkannter Wille zum Arbeitsdasein allen anderen erst die Existenz ermöglicht, wobei Existenz in dem buchstäblichen Sinne des Vorhandenseins zu verstehen ist. Demgemäß spielt der Arbeiterstand in Palästina ungefähr die Rolle des Adels in der europäischen Gesellschaft. Der Arbeiter »deklassiert« sich, wenn er aus dem Proletariat in den Beamtenstand oder gar ins Bürgertum »hinabsinkt«. Mein Freund Z. wurde von der Arbeiterorganisation in ihre wichtigste Institution, den Solel Boneh (die große Baugilde), berufen, lebt in Jerusalem als Beamter dieses stattlichen Unternehmens wenn nicht besser, so sicher bequemer, hat einen bemerkenswert großen Wirkungskreis und freut sich der Arbeit, die ganz unmittelbar und sichtlich der Entwicklung des Landes dient; aber er will nicht bleiben, will »heim« nach Beth Alpha, läßt sich nicht zurückhalten. Das ist die Wirkung des Gefühls der Deklassierung im Beamtenstande. Obwohl die Beamten der Arbeiterorganisationen nur denselben Lohn erhalten wie Lohnarbeiter in den ländlichen Siedlungen. Sie tragen auch, selbst in Jerusalem oder Tel Awiw, das Kleid des Arbeiters, Hose und Hemd, dazu den russischen Kittel. Kleidung und Lebensart der Arbeiter werden überhaupt, wie in Europa die des Adels, von möglichst vielen angenommen.

Die Beamten der Histadruth (der Arbeiterorganisation) bilden den Uebergang zum zweiten Stand. Es sind fast durchaus Menschen, die aus der Arbeiterschaft hervorgegangen sind, ihre besten, klügsten, geistig und moralisch höchststehenden Mitglieder. Gegen ihren Willen werden sie in die Rolle der Gewerkschaftsbureaukratie getrieben, die vermöge der Stellung der Arbeiterklasse in Palästina natürlich viel mächtiger, einflußreicher ist als irgendwo in Europa, Sowjetrußland ausgenommen. Ob sie wollen oder nicht, sind *sie* es, die Gruppen zur Ansiedlung zulassen oder zu weiterer Probezeit als »unbefestigte Kwuzoth« verurteilen, die – trotz der Demokratie des Zionistenkongresses – das Budget des Keren Hajessod bestimmen; der »Merkas Chaklai«, die Kolonisationskommission der Arbeiterschaft, hat auf die Gestaltung der Siedlungsarbeit weit mehr Einfluß als die Kolonisationsabteilungen der Hanhalah (der zionistischen Exekutive) und des Keren Kajemeth. In dieser Menschengruppe hat das russische Judentum seine reinsten Vertreter, mit ihren am schärfsten ausgeprägten Fehlern und Vorzügen: Mangel an Ordnungs- und Organisationssinn, Liebe zum Chaotischen, starke Geltendmachung persönlicher Neigungen und Abneigungen, dabei äußerstes Pflicht- und Verantwortungsbewußtsein, rücksichtslose Wahrhaftigkeit, unerhörte Selbstverleugnung und Selbstaufopferung. Sie sind voll Leben, voll Leidenschaft; keine Uhrwerke von Menschen, sondern brodelnde Krater; man kann vieles, was sie tun, verurteilen, lieben aber muß man sie, wenn man sie irgend kennt.

Der eigentliche zweite Stand sind die Beamten der zionistischen Organisation und ihrer Institutionen: der verschiedenen Abteilungen der Hanhalah, des Keren Kajemeth, des Keren Hajessod, der Schulen, der sanitären Einrichtungen, der Banken. Man hat viel von der überwuchernden Bureaucratie in Palästina gesprochen, von den zahlreichen kopf- und herzlosen Nutznießern des nationalen Aufbaues. So zu sprechen ist eine maßlose Uebertreibung. Sicher gibt es auch unfähige Beamte, kleinliche, beschränkte Leute, aber ihre Zahl ist gering gegenüber der der rastlos fleißigen, pflichtbewußten und nicht nur mit dem Kopf, sondern auch mit dem Herzen arbeitenden Amtswalter. Und die Zahl der Beamten überhaupt ist zweifellos zu klein. Es ist doch ein großer Apparat im Gange zu halten, der nur aus nationalen Mitteln des Keren Hajessod, des Keren Kajemeth und anderer Institutionen alljährlich etwa 700.000 Pfund (fast 120 Millionen KČ) in Umlauf setzt. Das Budget der palästinensischen Regierung beträgt jährlich im Durchschnitt 1,700.000 Pfund (einschließlich der Eisenbahnen); die Zahl der Regierungsbeamten belief sich im Jahre 1921 auf 2500, eine Zahl, die heute etwas herabgesetzt ist, die der »jüdischen« Beamten aber immer noch um ein sehr Vielfaches übertrifft. Ich schätze die letztere (mit Ausnahme der Beamten der Arbeiterorganisation) mit 300 im ganzen Lande sicher schon sehr hoch. Zu ihrem Kreise gehört dann noch ein großer Teil der Träger freier Berufe, Aerzte, Advokaten, Ingenieure. Sie stellen in der jüdischen Gesellschaft die Intelligenz, die politisch am regsten interessierte Schicht dar, die Vertreter der radikalen, nationalistischen Ideologie.

Die letzte Gruppe kann man, wenn man will, auch als Uebergang zum dritten Stand, dem der »Bourgeois«, ansehen. Der typische Vertreter der Bourgeoisie ist für den jüdischen Arbeiter in Palästina der Chaluz, der nicht die Ausdauer und die Opferbereitschaft hatte, ein sehr unsicheres Leben voll schwerster Mühen auf sich zu nehmen, für seine letzten geretteten oder die ersten geborgten paar Piaster etwa zehn Dutzend Schuhbänder und ein halbes Dutzend Dosen Schuhcreme kauft und damit in der Allenby- oder Lilienblumstraße in Tel Awiw einen schwunghaften Handel eröffnet. Wegen der großen Zahl solcher Existenzen ist Tel Awiw bei der ganzen Arbeiterschaft im Lande unbeliebt; man glaubt kaum, welch tiefen Abscheu der Landarbeiter vor diesem Typus, der ja mehr oder weniger als »Ueberläufer« anzusehen ist, empfindet. Viel harmloser erscheinen ihm die Handwerker, kleinen Geschäftsleute und Unternehmer, während er den im Lande heute noch so spärlich vertretenen größeren Kaufleuten, Industriellen, kurz Kapitalisten zwar die Klassengegnerschaft des standesbewußten Proletariers, aber keine sozusagen persönliche Feindschaft entgegenbringt. Schließlich haben alle diese »Bourgeois« in Palästina ja auch noch gar kein leichtes Leben und vor allem auch so gut wie keine Gelegenheit, luxuriös aufzutreten. Es wird sicher anders werden, wenn erst Kapitalien in größerem Maße als bisher den Weg nach Palästina finden; vorläufig unterscheidet sich das Bürgertum in seiner Lebensauffassung, seiner Haltung und seiner Lebensführung fast gar nicht von den besseren Arbeitern, den Beamten und Akademikern; es besteht ja natürlich auch ein häufiges Hin und Her und die Klassen sind nicht annähernd so scharf voneinander geschieden, wie ich versucht habe, sie hier, der Deutlichkeit halber, zu charakterisieren.

### **Geselligkeit.**

Ich habe gelegentlich schon von der Selbstverständlichkeit gesprochen, mit der man in Palästina Gastfreundschaft bietet und annimmt. Niemand findet etwas Besonderes dabei, wenn er sich bei einem fast Unbekannten für acht Tage einquartiert oder wenn er um ein Uhr nachts oder um fünf Uhr früh zu Besuch kommt und die Leute gelegentlich auch aus dem Schlaf schreckt. Und tatsächlich ist ja Gastfreundschaft, die wechselseitig in Anspruch genommen wird, in den Städten so ziemlich der einzige Ersatz für die in Europa so mannigfach entwickelte Geselligkeit. Es gibt im Grunde kein Theater – nur einzelne Aufführungen, mit denen dann die noch stark dilettantische Truppe von Stadt zu Stadt reist –, keine Konzerte, Vorträge, Bälle und gesellschaftlichen

Veranstaltungen. Wenn ja einmal etwas »los« ist, stürzen sich die Leute wie ausgehungert darauf. In Jerusalem sah ich in allen Läden, Restaurants und dergleichen ein englisch-hebräisches Plakat, womit die Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften der in Jerusalem stationierten Panzerauto-Abteilung zu einem Konzert ihrer Kapelle mit anschließendem Tanz luden. Ob in arabischer Umgebung englisch-arabische Plakate hingen oder ob es zwecklos wäre, arabische Gäste zu laden, weiß ich nicht. Sicherlich beteiligt sich das jüdische Publikum sehr gern.

In Jerusalem gibt es ein paar Familien, die ein richtiges Gesellschaftsleben führen, große Gastereien geben und ihre Jours abhalten. Daran nimmt ein ganz kleiner Teil der jüdischen »Oberschicht« teil und ein ebenso begrenzter Kreis der arabischen Haute volée. Die weit überwiegende Mehrheit der Juden hat *nur* jüdischen Verkehr und dieser spielt sich in der sehr ungezwungenen Form gegenseitiger Besuche ab. Ich bedaure sagen zu müssen, daß ich wenigstens den Eindruck hatte, als ob diese Geselligkeit ganz ebenso inhaltsleer und unaufrichtig wäre wie in Europa. Man hat einander wenig zu sagen: die geistigen Interessen sind sehr bescheiden, als Unterhaltungsstoff dient meist mehr Stadtklatsch als etwas anderes; dieser und die sonstigen Themen eines an der Oberfläche bleibenden Gespräches verdecken, wie in Europa, die uneingestandene, aber allen Beteiligten sehr klare Tatsache, daß man diesen Verkehr pflegt, weil man ihn aus Gründen des Geschäftes oder des Kredites nötig hat, vielleicht auch um sich über seine Sorgen – die doch jeder in reichlichem Maße besitzt – hinwegzuplaudern, nicht aber aus innerlichem Bedürfnis.

Dazu stimmt die Beliebtheit des Kinos und des doch so mangelhaften Theaters. Ich sah eine Vorstellung in Jerusalem: drei Einakter, das dümmste und einfältigste, was eine ebenso gedankenlose wie selbstgefällige europäische Bürgerlichkeit an grotesken Possen produzieren konnte, ins Hebräische übersetzt. Erfreulich daran war, daß dieses Publikum, das den großen Saal dicht füllte, der hebräischen Aufführung mit Selbstverständlichkeit folgte und jede Pointe durch Lachsalven würdigte; aber ich möchte doch die Vorstellung und die sichtliche Freude des Publikums an ihr nicht als Maßstab für die künstlerischen Interessen der palästinensischen, nicht einmal der Jerusalemer Juden gelten lassen. Sondern lieber den täglich, vor- und nachmittags und bis in die Nacht hinein von eifrigen Lesern erfüllten Saal der Nationalbibliothek (allerdings besteht sein Stammpublikum größtenteils aus Arbeitern).

Eine edlere Geselligkeit als in den Städten kann man in den Siedlungen beobachten: die allabendliche *Sichah* oder Besprechung, in der zunächst die Arbeit für morgen eingeteilt wird, dann aber auch allgemeine Fragen erörtert werden, die großen Zusammenkünfte am Freitagabend und an allen Feiertagen, meist mit Tanz, Musik und Lektüre, endlich die *Tijulim*, die Massenausflüge, vor allem zu Peßach, aber auch zu anderen Festzeiten, wie am 15. Schwat und zu Herzls Jahrzeit. In diese Festreisen wird auch das Stadtvolk hineingezogen und es entwickelt sich ein Treiben, wie wir es aus den Schilderungen Gottfried Kellers von Schweizer Sängler- oder Schützenfesten her kennen.

Geselligkeit ist, so sagt man, die feinste Blüte der Kultur. Die Zeiten, die den Formen des äußeren Lebens den größten Wert beimaßen, das griechische Altertum, die Renaissance, das Rokoko, brachten sie auf eine sonst unerreichte Stufe der Vollendung. Unserer Zeit fehlt sie. Weder in Europa noch in Amerika sind wir über schwächliche Kopien des Louis XV.-Salons hinausgekommen – und dennoch lebt in uns eine unstillbare Sehnsucht nach edler Geselligkeit. Vielleicht keinen Vorwurf gegen den Galuth-Zionismus können wir so stark empfinden, keiner trifft uns so tief wie der berechtigte, daß diese Bewegung, die doch so viele wertvolle Menschen erfaßt, ihnen einen Lebensinhalt gegeben, sie dem Bewußtsein der Gemeinsamkeit, der Gemeinschaft wiedergewonnen hat, daß auch sie keine »zionistische Gesellschaft«, keine Geselligkeit zu schaffen vermochte. Liegt es an uns, liegt es an der Zeit? Jedenfalls gesteht der Beobachter, daß er in Palästina unendlich viel Schönes, Großes, Starkes erlebt hat, – aber was Europa und Amerika nicht erzeugen konnten, die echte, lebendige Geselligkeit, hat auch Erez Israel bisher nicht hervorgebracht.

## Parteien.

Eine der größten Sorgen aller mehr oder minder aufrichtigen Freunde des jüdischen Palästinaaufbaus ist die Frage: Wie wird man all die verschiedenen Juden unter einen Hut bringen, wie werden sie sich vertragen? Man weiß doch, daß Juden überall miteinander streiten; soviel Köpfe, soviel Parteien – wird das in Palästina nicht jede konstruktive Arbeit unmöglich machen? Man denkt gar nicht daran, daß ein geschlossen auf seinem Boden sitzendes Volk doch viel leichter ertragen kann, was eine zersplitterte Diaspora erträgt. Ist dieses »Streiten« eine Gefahr, so hat sie doch den unendlich schwachen, an zentripetalen Kräften erschreckend armen, täglich und stündlich in ihrem moralischen und physischen Bestand bedrohten Gemeinden des Exils keine ernsthaften Sorgen bereitet – um wieviel weniger der verwurzelten, fest zusammengeschlossenen Gemeinschaft in Palästina!

Aber die Frage ist tiefer zu fassen. Gewiß, es gibt schon heute in der jüdischen Zwerggemeinschaft Palästinas, die etwas über 100.000 Seelen zählt, einen Ueberfluß von Parteien: Die Sfarim, die aschkenasische Orthodoxie unter Führung der Agudas Jisroel, die bürgerlich-kapitalistische Partei, noch sehr wenig organisiert, sehr wenig selbstbewußt, irgendwie von einer Art von schlechtem Gewissen bedrückt; vor ein paar Jahren versuchte sie sich als Gruppe unter dem Namen Haësrach und unter der Führung einiger Männer von Tel Awiw zu konsolidieren, der Zeitpunkt war aber verfrüht und erst jetzt, da diese Schicht starken Zuwachs von außen her erhält, fängt sie an, eine sichtbarere Rolle zu spielen. Dann gibt es ein sehr merkwürdiges Gebilde, die sogenannten *B'nej Binjamin*, meist jüngere Söhne von Siedlern der alten jüdischen Kolonien, die glauben, mehr Anspruch auf das Recht zu haben, mit Hilfe des Diasporajudentums in Palästina angesiedelt zu werden, als die frisch einwandernden Chaluzim, und die mit ihrer Ansiedlung stark privatkapitalistische Ideen eines Kleinbauerntums nach europäischem Muster und auf Grundlage des individuellen Bodeneigentums verwirklichen wollen. Schließlich ist die Arbeiterschaft, die in den letzten Jahren vor dem Kriege und nach dem Krieg eingewandert ist, in mehrere Parteien geteilt: die stärkste ist die marxistisch gerichtete, der Amsterdamer sozialdemokratischen Internationale angeschlossene *Achduth haawodah*, schwächer die ebenfalls sozialistische, aber nicht marxistische, sondern eher nationalsoziale, »gelbe« Organisation des *Hapoel hazair*, am schwächsten die kommunistische Gruppe, die sich zur Zeit ihrer Blüte, 1920, »Miflagath Poalim Sozialistim«, abgekürzt *Mopsim*, nannte und jetzt, da sie von der Regierung nach Möglichkeit unterdrückt wird, alle paar Monate einen andern Namen annimmt. Es gibt aber auch einen Ableger der Fraktion *Zeire Zion* in Palästina, der allerdings dem »Hapoel hazair« sehr nahesteht. Schließlich stellen die Richtungen innerhalb der Arbeiterschaft, die bestimmte Siedlungsformen, die »Kwuzah«, den »Moschaw owdim« oder die kombinierte Kolonisationsweise des »Gdud haawodah« oft in hitzigster Polemik gegeneinander vertreten, etwas wie Parteien dar.

Aber, und das ist das Entscheidende, die Kämpfe dieser Parteien miteinander sind etwas völlig anderes als die Streitigkeiten der »Parteien« innerhalb jüdischer Gemeinden in der Diaspora. Diese Streitigkeiten, für die der jiddische Ausdruck »Machlojkes« in der ganzen Welt von allen Juden angewandt und verstanden wird sind durchaus Prestigekämpfe. Verschiedene, in bestimmten führenden Persönlichkeiten symbolisierte Gruppen kämpfen um das Prestige, das Ansehen, die Geltung im jüdischen Leben. Meist ist es einfach und offenkundig ein Kampf um den »Kowed«, die Ehrenstellung. Neue Leute, oft Zugewanderte, kämpfen mit den Alteingewesenen, den im »Kowed« Festgesetzten, um die Gleichberechtigung, um den Vorrang. Und der Besiegte fühlt sich, wie man immer wieder hört, zurückgesetzt, abgestoßen, verbittert. Erst die zionistische Bewegung hat in das moderne jüdische Leben der Galuth eine neue Art des Kampfes, den Kampf um Ideen, nicht um Personen, gebracht – und auch innerhalb des Zionismus sind, weiß Gott, die Rückfälle erschreckend zahlreich. All diese Kämpfe sind die Kämpfe von Sklaven untereinander. Gegen den starken

»Herrn«, den gemeinsamen Unterdrücker, wäre der Kampf aussichtslos – die angesammelte Kampf Stimmung wird im persönlichen Streit gegeneinander ausgetobt, »abreagiert«. In Palästina ist der Kampf von diesem »Verdrängungskomplex« frei; er geht um Ideen, um Prinzipien, um Wirtschaftsformen, nicht um Personen, nicht um Einfluß, nicht um »Kowed«. Wer besiegt wird, geht nicht beleidigt schmollend in den Winkel, sondern kämpft weiter oder tritt als einfacher Arbeiter in Reih und Glied zurück. Hier gibt es nicht Streitigkeiten von Sklaven, sondern Kämpfe von freien Männern; und darum hegen die Kämpfenden auch keine persönliche Feindschaft gegeneinander, sondern gar oft treue, jahrzehntelang erprobte Freundschaft.

Uebrigens sind zum Beispiel die Arbeiter, welcher Partei sie auch angehören mögen, in einer großen Gewerkschaft vereinigt, der erst kürzlich auch die der orthodoxen Richtung im Zionismus, dem Misrachi, angehörenden Arbeiter beigetreten sind; die Konsumorganisation, die »Kupath cholim« (Krankenkasse) und manche anderen Institutionen sind gemeinsame Schöpfungen aller Arbeiter. Es melden sich jetzt sogar schon schüchterne Versuche, auch arabische Arbeiter gewisser Berufszweige in diese allgemeine gewerkschaftliche Organisation (»Histadruth klalith«) einzubeziehen. Man kann stundenlang mit jüdischen Arbeitern, selbst führenden Männern einzelner Organisationen, über die Probleme des Landes sprechen, ohne zu erfahren, welcher Partei sie angehören; die Partei ist einfach die Zusammenfassung der Menschen ähnlicher Anschauung, nicht aber der Schlachtruf im Gewühl persönlicher Streitigkeiten; also kein Hindernis der Entwicklung, sondern ein Ordnungselement, ein Moment des Fortschrittes, ein Zeichen lebhaften Interesses und geistiger Regsamkeit. Nicht daß alle unter einen Hut kommen, ist wichtig; sondern daß unter jedem Hut ein lebendiger Mensch, ein denkendes Hirn steckt. Und das ist, Gott sei Dank, in Palästina der Fall.

### Gerim.

Aber niemand wird, über aller Zersplitterung, die große gemeinschaftsbildende Kraft verkennen, die in Palästina am Werke ist und die sich vielleicht am stärksten in den »Fremden« manifestiert, die das neue jüdische Leben an sich zieht und sich eingliedert. Assimilation mit verkehrtem Vorzeichen und ohne Druck, ohne Zwang, ohne Verachtung von der einen und ohne verdrängte Minderwertigkeitsgefühle von der andern Seite ...

Da ist eine neue Kolonie, in den Windeln noch, sozusagen, Chittin, nach dem System des Moschaw mit Chaluzim, die dem Misrachi, der orthodoxen Fraktion im Zionismus, angehören, im Frühling 1924 angelegt. Die Siedler sehen etwas anders aus als sonst meistens, bärtig, auch etwas älter zum Großteil. Ich besuchte sie zusammen mit einer Kommission der Kolonisationsabteilung der Hanhalah aus Jerusalem; die Führung besorgte einer der jüngeren Chaluzim, der auch die Verhandlung mit der Kommission führte, denn er ist der Mukhtar, der Dorfvorsteher, der die Siedlung den – jüdischen und nichtjüdischen – Behörden gegenüber vertritt. Daß man einen der jüngeren Ansiedler zum Vorsteher gewählt hatte, war weniger auffällig, als daß es, wie ich hörte und auch selbst auf den ersten Blick erkennen konnte, ein Nichtjude war. Der typische russische Bauer, blond, hochgewachsen, etwas schwerfällig, vertrat er voller Pflichtbewußtsein in ganz flüssigem Hebräisch die Interessen dieser Siedler, die den Ehrgeiz haben, eine »fromme« Kolonie aufzubauen. Der Mukhtar ist, trotz seiner Jugend, der Frömmste von ihnen, Sohn eines Ger, eines jener russischen Bauern, die – wirklich aus Ueberzeugung – zum Judentum übergetreten sind. Ahnt man, welche Summe von Schwierigkeiten, Mühen, Nöten, Sorgen, Verdrießlichkeiten der Führer der neuen Siedlung auf dem bisher unbebauten, windumrausten Hochplateau über dem tief unten in unwahrscheinlicher Schönheit blauenden Kinereth-See zu tragen, zu überwinden hat? Der zum Chaluz gewordene Muschik trägt sie, überwindet sie *lemaan haschem*, um Gottes willen, um jenes Gottes willen, der *seinem* Volke geboten hat, dieses Land zu erlösen aus der Knechtschaft der Völker, die *ihn* nicht kennen ...

Religiöse Form wird zur Landessitte und das alltägliche Leben zum Gottesdienst. Sind sie gottlos, jene Chaluzim, die das Land erlösen nicht um Gottes Willen, sondern um des Volkes, um der Wahrhaftigkeit ihres Lebens willen? Nirgends vielleicht in ganz Palästina fühlt man so stark und unmittelbar den Zusammenhang mit dem Absoluten wie im oberen Galil, in den Fiebernestern am Meromsee und in den Bergdörfern unter dem Hermon, Metullah. Kfar Gileadi, Tel Chai, Ajeleth haschachar. In Kfar Gileadi, der großen Kwuzah, dem »Kinderdorf«, wie es Hugo Bergmann einmal genannt hat, zeigte mir einer der Chawerim Hof und Stall, Wohn- und Kinderhäuser, den von ihm selbst angelegten und gepflegten großen Obstgarten und die von rührender Liebe umhegte Anlage an der Stelle, wo Josef Trumpeldor, der 1920 bei der Verteidigung gegen arabische Angreifer gefallene Held des Galil, zuerst begraben worden war, vor der Ueberführung nach dem gemeinsamen Friedhofe am Wege nach Tel Chai (die Siedlung Tel Joseph ist nach ihm benannt). Wie er alles erläuterte, mit der Selbstverständlichkeit und dem Stolze, die ihnen allen dort eignen Selbstverständlichkeit der moralischen Forderung, Stolz auf das Land und seine Möglichkeiten –, wie er vom Leben der Chawerim berichtete, vom Leben in den Kinderhäusern, dem Kindergarten und der Schule, wie er von Trumpeldor erzählte, – niemand hätte den grotesken Einfall haben können, er sei kein Jude. Und doch ist er, vor vierzehn Jahren, aus seiner holländischen Heimat nur durch Zufall nach Palästina gekommen, nur durch Zufall mit einer jüdischen Kwuzah bekannt geworden; das Leben gefiel ihm, er blieb acht Tage, arbeitete sein Essen ab, aus den Tagen wurden Wochen, Monate, Jahre; zu Kriegsbeginn fuhr er in seine Heimat, sogleich nach dem Waffenstillstande kam er wieder, – weiß er selbst, ob er Christ ist oder Jude? *Chawer* ist er, das weiß er und wissen alle im Lande, Genosse, Bruder, Freund, der aus freiem Willensentschluß sein Leben mit dem Werden dieses jüdischen Gemeinwesens verknüpft hat.

Das alltägliche Leben wird zum Gottesdienste und religiöse Form zur Landessitte. Der Freund, der mich eines Freitags nachmittags im Hotel zu Jerusalem besuchte, ist nicht religiös. Doch im Begriff, eine Zigarette anzustecken, sagte er plötzlich: »Ach, ich glaube, es ist schon Schabbath« und tat die Streichhölzer wieder weg. Nicht aus »Frömmigkeit«, auch nicht aus Scheu vor der Intoleranz der Orthodoxie, – es ist Landessitte, der er sich fügt, weil er sich der jüdischen Gemeinschaft zurechnet, obgleich er selbst kein Jude ist. Ein Künstler, ein moderner, höchst kultivierter Mensch, ein Deutscher, der am Deutschtum der Nachkriegszeit verzweifelt hat, der sich der Nation der Rathenau- und Landauer- Mörder entfremdet fühlt, ist er hierhergekommen, zunächst wohl einfach als Freund seiner Frau, einer überzeugten Zionistin, und hat hier staunend gesehen, daß fern von der Welt, die in Fäulnis und Gestank zerfällt, ein neues Leben gebaut wird, arm noch, klein und mühselig, aber auch rein, stolz, voll ehrlichen Willens zum Guten. Aus dem Staunen ward Liebe, Hingabe, verständnisvolles Mit-Wirken, und heute identifiziert sich der Künstler, der Mensch in voller Selbstverständlichkeit mit allem Jüdischen in Palästina.

Drei Gerim, drei Stufen der Assimilation mit umgekehrtem Vorzeichen. Ich spreche von ihnen nicht, weil ich stolz wäre auf die Anerkennung unseres Wertes, die in ihrem Verhalten liegt, und als ob ich – wie die beflissenen »Assimilanten« – auf ihr Zeugnis mehr hielte als auf das von Juden. Ich glaube, sie sind ein Zeichen für die gemeinschaftsbildende Kraft des jüdischen Palästina. Und daß es eine wirkliche Kraft ist, keine irgendwie politisch wertende »Tendenz«, dafür ist mir Beweis, daß die Gerim selbst und die Juden von diesen Erscheinungen nur zögernd Kunde geben, als schämten sie sich. Das Geschehen ist zu pathetisch, als daß man es einfach verkünden dürfte, als tägliches, stündliches Geschehen, und nicht Gefahr laufen müßte, theatralisch zu erscheinen; nichts aber hassen sie dort so gründlich wie das Pathos des Wortes. Wenn sie von der Arbeit, den Formen der Wirtschaft, von Plänen, von Budgets, von Schulden, von Tabak oder Getreide sprechen, geraten sie in Eifer, werden heftig und die Beredsamkeit erklimmt eine erstaunliche Höhe: kommt aber die Rede auf sie selbst, das Menschliche, das manchmal Uebermenschliche, so stockt das Wort, sie werden verlegen, schüchtern, einsilbig, es ist, als schämten sie sich Helden zu sein. Wenn hier so



mancher oft und allzuoft von »unseren Chaluzim« deklamiert, mag das ein leider unvermeidliches Mittel der Propaganda sein; hier wird geredet, dort geschaffen; und in Erez Israel lernst du, was doch die größten Menschen jeder Zeit gewußt haben: Großes wächst nur in der Stille.

## IX

**Religion und Religiosität****Die Priesterstadt der Westwelt**

Ich verfüge nicht über genügendes Materialkenntnis, um es wissenschaftlich zu beweisen, aber es scheint mir ein grundsätzlicher Unterschied zwischen den Religionen des Westens (Judentum, Christentum, Islam) und denen des Ostens (Feuerreligion, Buddhismus, Konfuzianismus usw.) zu sein, daß jene in das politische Leben der Völker eingreifen, es benutzen und sich von ihm benutzen lassen, während diese nur das individuelle Leben gestalten und der Sphäre staatlicher Machtentfaltung durchaus fernbleiben (der tibetische Lamaismus ist, glaube ich, eine Ausnahme). Damit hängt die territoriale Gebundenheit der Westreligionen zusammen, die alle ihre sehr stark betonten geographischen Zentren haben. Die Bedeutung dieser »heiligen Stätten« wäre aus dem Wesen der Religion allein gar nicht zu verstehen; sie wird durchsichtig mit der Erwägung, daß sie eben die ethnische oder politische Bindung der betreffenden Religion symbolisieren, sinnfällig machen.

Palästina und vor allem Jerusalem ist solch ein Mittelpunkt für alle drei Westreligionen. Jerusalem ist die Stätte, wo sich der Tempel Salomonis erhob, das Symbol des reinen, jüdischen Gottesglaubens, zugleich aber auch des machtvollen hebräischen Staatswesens; Jerusalem ist der Ort, wo Jesus predigte, litt und starb, das Symbol seiner Lehre von der Heiligung der Seele durch den Glauben, zugleich aber auch, für die christliche Kirche, das Sinnbild der Ablösung des Judentums durch die Kirche in der Erfüllung der Weisung: Werde zum Segen *allen* Völkern, errichte ein Gottesreich für alle Nationen; Jerusalem ist auch dem Islam nächst Mekka der heiligste Ort und heißt ja auch dem Araber schlechthin »El kuds«, die Heilige. Und da in allen drei Religionen nicht nur die Tendenz lebt, die einzelne Seele zu erlösen, sondern auch jene, die Gesamtheit der Bekenner zu einer starken, irdischen Macht zu gestalten, ist Jerusalem nicht nur ein Ort der Anbetung und Andacht, sondern auch eine Position, um die mit den stärksten und den subtilsten Mitteln unaufhörlich gerungen wurde und wird, ein Ort, an dem es gilt, sich gegenüber den andern, die die gleichen Präentionen haben, Geltung, Ansehen, Prestige, Autorität zu verschaffen.

Und da Jerusalem für jede der drei Religionen so bedeutungsvoll ist und für alle drei zugleich, ist diese Stadt sozusagen der Maßstab für das gegenseitige Kräfteverhältnis. Wenn der Vergleich aus einem so völlig entlegenen Gebiet gestattet ist, so bedeutet Jerusalem für das Ansehen der Religionen etwa das, was kurz nach dem Kriege die Züricher Börse für die europäischen Valuten war oder was heute Wallstreet für den Finanzmarkt der Welt bedeutet. In Zürich wurden starke Kursschwankungen oft schon durch Abgabe oder Aufnahme geringer Beträge verursacht; aber die Welt »ging mit«. So mag Rom beispielsweise für die katholische Kirche viel mehr Bedeutung haben als Jerusalem (als der Sitz des Papstes und der Kardinalskollegien, während in Jerusalem nur ein »Patriarch« residiert); aber es ist gar kein Zufall, daß Rom so überaus aufmerksam verfolgt, was in Jerusalem vor sich geht, denn es weiß, daß der, dem Jerusalem den Vorrang zuerkennt, in der ganzen übrigen Westwelt ein gewaltiges Maß von Geltung besitzt.

Und wie die großen Banken und selbst einzelne Kaufleute ihre besonderen Vertreter in Zürich hatten, die ihnen von den leisesten Erschütterungen sogleich Kunde geben konnten, so halten die Westreligionen ihre Korrespondenten und Vertreter in Jerusalem. Wenn du durch die Straßen dieser

uralten Stadt gehst, so begegnen dir auf Schritt und Tritt die merkwürdigsten Priestergestalten. Nie vorher war mir so zum Bewußtsein gekommen, wie viele Religionen eigentlich diese unsere Welt zählt: drei oder vier mohammedanische (in Haifa gibt es noch eine besondere Sekte der Bahaisten), etwa drei jüdische (die der Sfarim, der Misnagdim und der Chassidim) und einige Dutzend christliche. Und jede hat nicht nur ihre Priester als Vertreter in Jerusalem, sondern auch ihre Niederlassungen, deren äußerer Prunk ein Mittel ist, wiederum geschäftlich gesprochen, um »den Kredit zu heben«. Die Mohammedaner als die Herren des Landes seit Jahrhunderten haben den großartigsten Besitz, den Tempelplatz mit der wundervollen Omar- und der El Aksa-Moschee. Von den christlichen Nationen sind die bedeutenderen, insbesondere wenn sie gleichzeitig besondere »Konfessionen« repräsentieren, Inhaber stattlicher, zum Teil prächtig gebauter Hospitze und größerer oder kleinerer Kirchen; die schönsten Hospitze sind das französische und russische, die stattlichsten Kirchen die katholische Notre Dame de Sion, die evangelische Erlöserkirche, die russische Kathedrale, die armenische und die abessynische Kirche. Besonders eifrig ist der römische Katholizismus auf Wahrung und Mehrung seines Ansehens aus: in Jerusalem, unten im Kidrontal, dicht unter dem Garten Gethsemane, der seinerseits leider schon den Russen gehört, ist eben eine prunkvolle italienische Basilika vollendet worden und auf dem Gipfel des Tabor besuchte ich eine in schönem, altbyzantinischem Stil aufgeführte Kirche der Franziskaner, an der noch gearbeitet wurde. Die Bausumme, man munkelt in Palästina von fünf Millionen Pfund, wurde laut Inschrift von amerikanischen Pilgern, die die halbzerstörte alte Kirche an dieser Stelle gesehen hatten, unter den Katholiken ihres Heimatlandes gesammelt. Ob es gerade fünf Millionen sind, weiß ich nicht, aber viel Geld muß die Kirche, ganz aus kunstvoll bearbeitetem Kalkstein, mit Dachbelag aus italienischen Marmorplatten und überreichem künstlerischem Schmuck, gekostet haben; für den Bau mußte eine besondere Fahrstraße bis auf den Gipfel des Berges gebaut werden. Die katholische Kirche weiß, warum sie solche Summen nicht für die Kleidung Nackter und die Speisung Hungeriger vergeudet; die Anlage in palästinensischem Prestige trägt Zinsen und reichliche Dividenden. Solche Neubauten können die Einbuße vergüten, die Rom dadurch erlebt, daß über Jerusalem ein Engländer regiert, noch dazu ein Jude.

Am bescheidensten, um nicht zu sagen armselig, präsentiert sich in Jerusalem die jüdische Religion. Es gibt zwei große, sehr schöne Synagogen, die aber all ihre Schönheit nur innen offenbaren; das äußere architektonische Bild ist überaus unscheinbar. Von ihrem uralten Tempelplatz sind die Juden gänzlich vertrieben; nur als Touristen, gegen Erlag einer Eintrittsgebühr, dürfen sie ihn besuchen. Dafür hat man ihnen – seit Jahrhunderten – einen engen Winkel am Fuße der westlichen Futtermauer des Tempelplatzes eingeräumt, die berühmte »Klagemauer« (bei den Juden nur Kotel maarawi, Westmauer, genannt), wo ständig eine Anzahl von Männern und Frauen betet, nicht abgelenkt durch den Anblick von Dutzenden von Bettlern und Bettlerinnen orientalisches-jüdischer Abstammung, die in dem engen Torweg hocken, der den einzigen Zugang zum Gebetsplatz bildet, und den Besucher in widerwärtig-zudringlichster Weise anfallen. Schlecht stünde es um das Judentum in Palästina, wäre es repräsentiert, wie die Mohammedaner durch die Priester der Omarmoschee und der Katholizismus durch die Franziskaner vom Tabor, nur durch die Bettler von der Klagemauer ...

### **Sind sie religiös?**

Die Juden werden – und das sage nicht nur ich, sondern das sieht jeder, der nach Palästina kommt, auf den ersten Blick – durch die Chaluzim repräsentiert, die Arbeiterschaft in den landwirtschaftlichen Siedlungen. Wenn es aber so ist und wenn das Judentum eine vor allem auf dem Gebiet religiösen Schaffens hervorragende Gemeinschaft ist, dann ist wohl die Frage angebracht: Sind die Chaluzim religiös? Tatsächlich wird diese Frage jetzt besonders oft und eindringlich gestellt, seit

die Juden der ganzen Welt lebhaftes Interesse am Palästinaaufbau gewonnen haben. Diese Frage aber bedeutet eine ganze Reihe von Fragen: Haben die Chaluzim überhaupt ein lebendig empfundenes Verhältnis zum Göttlichen? Ist dieses Verhältnis bewußt an die religiöse Tradition des historischen Judentums angeschlossen? Bewahren die Chaluzim die Formen der traditionellen Religionsübung?

Daß die Chaluzim ein inniges Verhältnis zum Ueberindividuellen, zum Göttlichen haben, daß sie im allgemeinsten Sinne religiös sind, bezweifelt niemand. Ja mancher gute Beobachter glaubt, daß Religiosität überhaupt die fundamentale Kraft ihres ganzen Lebens ist. Und ebenso sicher ist es auch, daß sie ganz bewußt bestrebt sind, Anschluß an die religiöse Ueberlieferung des Judentums zu finden. Es ist selbstverständlich, daß ihre Feste die jüdischen Feste sind, wiederbelebt so weit als möglich in dem Sinne, den sie ursprünglich im Lande gehabt haben, vor allem wo sie den Zusammenhang mit der Landwirtschaft erkennen lassen. Selbstverständlich ist ihr Ruhetag der Sabbath. Nicht mehr ganz so selbstverständlich, aber wahr ist es, daß ihr Lieblingsbuch die hebräische Bibel ist. Sie treiben ja einen innigen Kult mit dem Lande; jedes Kind in der Volksschule der kleinsten, armseligsten Siedlung weiß in Geographie und Geschichte von Palästina bis in die letzten Einzelheiten Bescheid; und die eigentliche Fundgrube für die Landeskunde des *jüdischen* Palästina – den jetzigen Zustand des Landes, dem die Araber ihren Stempel aufdrücken, sehen die Chaluzim natürlich nicht als den eigentlichen, endgültigen an – ist letzten Endes nur die Bibel. Feuilletonisten, die das Land bereisten, um Pointen zu finden, berichteten, der Chaluz lese Bergson, Kierkegaard, Freud. Gewiß lesen viele Chaluzim, die ja zum großen Teil akademisch gebildet sind, viel und gute Bücher; aber das Buch, in dem sie leben, ist der Th'nach, die hebräische Bibel. Sie ist Quelle der Landeskunde, Quelle der Sprache; aber sie wird naturgemäß auch zur Quelle geistiger Anregung und religiöser Inspiration.

Eine ganz andere Frage ist die nach der Wahrung der Gebräuche und Vorschriften des traditionellen, »orthodoxen« Judentums in der durch Talmud und Schulchan Aruch festgestellten Form. In dieser Beziehung gibt es große Unterschiede. Manche Siedlungen bestehen ganz oder fast ganz aus »Orthodoxen«; so Chittin in Untergaliläa, so die siebenbürgische Gruppe im Herzen des Emek Jesreel; ich spreche hier nur von den neuen Siedlungen des Chaluz-Elements, denn die alten Kolonien wie auch die Ansiedlungen jemenitischer Juden sind fast durchaus streng »orthodox«. Andere der neuen Dörfer wiederum setzen sich aus Menschen zusammen, die gemäß ihrer Herkunft und geistigen Entwicklung in religiösen Dingen sehr weit links stehen. Wenn ich einen meiner Freunde in Beth Alpha als Beispiel nehme: er ist, sagen wir, in Prag aufgewachsen, in einem ganz der jüdischen Tradition entfremdeten Haus, hat am Gymnasium seine zwei Religionsstunden wöchentlich gehabt, kaum hebräisch buchstabieren gelernt, im übrigen aber die Zeit benutzt, um sich für die folgende Physikstunde vorzubereiten; dagegen ist er durch die Schule der modernen Naturwissenschaft gegangen, wahrscheinlich bloß in ihrer oberflächlichen Form, indem er Häckel, Ostwald, Bölsche las; ist es ein Wunder, daß er zum »Apikores«, zum krassen Materialisten wurde? Später wurde ihm bei seinem entgöttlichten Weltbild bange; er suchte, er fand den Pfad zu einer neuen Religiosität; sein Weg nach Palästina war ein Stück, ein wesentliches, entscheidendes Stück dieser Entwicklung – aber niemand wird ernstlich erwarten, daß er jetzt sein neuerwachtes, überaus starkes, ursprünglich empfundenes Gottesgefühl zu verwirklichen glaube, indem er täglich Tfillin legt oder seine Frau zwingt, anstelle ihres Haars den »Scheitel« zu tragen. Außer diesem Typus begegnet man in Palästina, noch viel häufiger, einem zweiten, dem Typus des der Tradition entfremdeten Ostjuden, und wer etwas vom Judentum der heutigen Wirklichkeit weiß, kennt die geradezu heftige Gegnerschaft dieser Klasse gegen alles, was ihr »reaktionär« erscheint. Aber alle diese Menschen wurden der jüdischen religiösen Tradition durch ihr *vorpalästinensisches* Leben entfremdet; und auch sie haben in Palästina gelernt diese Tradition, wenn nicht zu üben, so doch zu respektieren.

Aber die Frage: »Sind sie religiös?« bedeutet so, wie man sie jetzt sehr häufig stellen hört, im Grunde eine Forderung: sie *sollten* religiös – im Sinne der Orthodoxie – sein! Ich will gar nicht darauf hinweisen, daß gar oft die, die so sprechen, in ihrem eigenen Leben nicht betätigen, was sie von den Chaluzim fordern, daß es also sozusagen auf eine Art »stellvertretender« Frömmigkeit hinausläuft. Aber ich glaube, daß die Forderung selbst dann unberechtigt ist, wenn sie von jemand kommt, der an sich selbst ihren strengsten Maßstab anlegt. Niemand kann, niemand darf dieser Ver sacrum, dieser sich in die Schanze schlagenden jungen Pioniergeneration vorschreiben, was sie aus ihrem Leben machen will. Wie sie Palästina gestaltet, so wird es sein, und wer draußen bleibt und zusieht, darf ganz bescheiden seine Wünsche anmelden, aber keine Forderungen erheben, solange er weit vom Schusse bleibt. Denn es ist kein Zweifel, daß ein Leben schöpferischer Arbeit auch besondere religiöse Kräfte freimacht; die Zeiten, in denen sich das Judentum seine nationale Gestalt schmiedete, waren auch die Perioden großer religiöser Leistungen und erst in den Zeiten der nationalen und damit religiösen Erstarrung wurde der »Zaun des Gesetzes« gezogen. *Vielleicht* muß er fallen, sicherlich manche Umbildung erfahren, wenn der Gottesgedanke des Judentums wieder in voller Pracht aufglänzen soll ...

### **Toleranz.**

Toleranz ist eine spezifisch jüdische Tugend. Der Jude hat die merkwürdige Eigenart, sich schon *während* eines Streites auf den Standpunkt des Gegners zu stellen, was andern Europäern nur sehr selten gelingt. Wenn der andere, der »echte« Europäer, den Gegner nicht versteht, nicht einmal zu verstehen versucht, ihm daher seine Gegnerschaft auch nicht verzeiht, ihn haßt und zu vernichten trachtet – versteht der Jude alles; alles verstehen heißt aber alles verzeihen; er haßt daher den Gegner keineswegs, bekämpft ihn wohl, aber nicht um ihn zu vernichten, sondern um ihn zu belehren, zu überzeugen. Toleranz heißt nicht: sich alles gefallen lassen; sondern: den Träger der andern Meinung bekehren, nicht vernichten wollen (Ich weiß natürlich sehr wohl, daß es andererseits gerade im Judentum auch Erscheinungen äußerster, erschreckender Unduldsamkeit gab und gibt – ein Beispiel der jüdischen »Polarität«).

Nun gibt es innerhalb der großen jüdischen Palästinabewegung, die man Zionismus nennt, einige merkwürdige Irrtümer über das Wesen der Toleranz. Die Männer, die die Ideologie dieser Bewegung geschaffen haben, waren zum großen Teil mehr von der Kultur des 19. Jahrhunderts als vom Judentum bestimmt (so vor allem Herzl und Nordau) und glaubten, Toleranz zwischen religiösen und nichtreligiösen Menschen sei ein Verhältnis, das vollständige Gegenseitigkeit zulasse, so wie die beiden Seiten einer Gleichung vertauschbar sind. Sie verstanden nicht, daß, grob ausgedrückt, der nicht fromme Jude zwar koscher essen darf und es sich gelegentlich wohl schmecken läßt, der fromme Jude aber niemals »trefe« essen dürfte. Die Forderung gegenseitiger »Toleranz« in dem Sinne, daß jeder den andern mit seinen Grundsätzen oder seiner Grundsatzlosigkeit gelten lassen sollte, widersprach also dem Wesen des einen Teiles. Und wirklich: für den »Apikores«, den von der Tradition abgefallenen Juden in Palästina, mag die Art des Orthodoxen bei weitem nicht die einzige Möglichkeit sein, eine Wiedergeburt des Judentums herbeizuführen, aber doch sicher auch keine Gefahr für das Judentum, wenn diese Art nur nicht die einzige, ausschließliche ist (immer vom Standpunkt des »Apikores« aus gesehen); er kann also »tolerant« sein, den Orthodoxen dulden. Umgekehrt ist es aber nicht ebenso. Dem Orthodoxen erscheint die ganze Art des »Apikores«, die einfache Tatsache seiner Existenz, die Tatsache, daß jemand Jude zu sein glauben kann, ohne die fundamentalsten jüdischen Traditionen zu wahren (nicht nur die Vorschriften des Schulchan Aruch, sondern auch die mosaischen des Peßach, des Sabbath, des Jom Kippur), als eine ungeheure Gefahr für das Judentum, die er mit aller Macht bekämpfen muß. Sich mit der »Toleranz« des »Apikores« zu begnügen, der seinerseits die Orthodoxie duldet, hieße dem Ortho-

doxen soviel, wie wenn ein Mann, der zum Schutz seines Hühnerhofs gegen Marder eine Mauer errichtet hat, sich über ein Loch in dieser Mauer damit tröstete, daß ja die Sperrung an allen andern Stellen intakt sei und das Loch diese andern Stellen nicht bedrohe. Wer gegenseitige Toleranz zwischen Frommen und Nichtfrommen fordert, sollte sich darüber klar sein, daß diese Toleranz bei den letzteren zwar bedeuten kann, daß man jenen tun läßt, was er will; bei den ersteren aber nur, daß man den andern nicht mit Haß bekämpft, um ihn zu vernichten, sondern mit Verständnis, um ihn zu belehren oder, wenn man will, zu bekehren.

Und auch in dieser Beziehung habe ich in Palästina – wie auf dem Gebiete der Sprache, der Parteistreitigkeiten, der sozialen Differenzen – immer wieder gesehen, daß heftige Konflikte nur in den Städten ausbrechen, nie in den ländlichen Siedlungen. Die Ursache ist sehr einfach. In Jerusalem beispielsweise klafft wirklich ein tiefer Abgrund zwischen den »Zionisten« und den »Frommen«, ein Abgrund von Verständnislosigkeit und auch von Feindseligkeit. Warum? Sowohl die einen wie die andern sind in ausreichend großer Zahl vorhanden, um eine sich selbst genügende Gesellschaft zu bilden. Sie kennen einander nicht persönlich, kommen in keine menschliche Berührung miteinander, kennen einander nur aus der Theorie, aus Resolutionen. Draußen auf dem flachen Land ist jeder auf den andern angewiesen, man ist durch tausenderlei persönliche Beziehungen miteinander verknüpft, versteht einander besser und stellt noch so ernste Meinungsgegensätze zurück hinter der großen gemeinsamen Aufgabe, die denen draußen naturgemäß deutlicher in jeder Minute des alltäglichen Lebens fühlbar ist als in der Stadt. So scheint es mir, daß es auch unter diesem Gesichtspunkte für Palästina von entscheidender Bedeutung ist, daß die ländliche Siedlung das Gesicht des Gemeinwesens bestimme und nicht die Stadt; sonst wird es sicher über kurz oder lang zu einem schweren »Kulturkampf« kommen müssen.

Gar nichts hat mit religiösen Differenzen und mit Toleranz oder Intoleranz ein Ereignis zu tun, das, als ich nach Palästina kam, das Tagesgespräch bildete. In dem Augenblick, wo ich in Triest das Schiff betrat, erfuhr ich von einem Mitreisenden die Ermordung Dr. de Haans, eines holländischen Juden, der in Jerusalem, wo er seit Jahren in enger Verbindung mit den Führern der extrem orthodoxen »Agudas Jisroel« lebte, nächtlicherweile erschossen worden war. Der Mörder ist bis heute nicht gefunden. Man war verschiedener Meinung über die Ursachen der Tat; manche schrieben sie der Rache einer arabischen Familie zu, deren Sohn de Haan verdorben habe (er soll homosexuell gewesen sein), andere waren überzeugt, der Täter sei ein Jude, der de Haans Verrat habe strafen wollen. De Haan hatte sich wirklich als Berichterstatter der Londoner antisemitischen Zeitung »Daily Expresß« mit Schuld und Schande beladen. Wenn das aber etwa tatsächlich das Motiv des verabscheuenswerten Mordes gewesen sein sollte, so muß ich doch aus eigener Erfahrung bezeugen, daß unter all den Juden, die dieser Meinung waren und die das Verbrechen teils verurteilten, teils, leider, guthießen, *kein einziger* die Ansicht vertrat, ein Jude hätte de Haan wegen dessen orthodoxer Haltung, wegen seiner Bekämpfung des Zionismus vom Standpunkt der Agudas Jisroel töten können; einzig und allein, daß er ein »Boged« war, ein nationaler Verräter, der, wie man sicher wußte, anonym gehässige Artikel über die Juden Palästinas in einem englischen Antisemitenblatt veröffentlicht hatte, wurde als Motiv angenommen und, wie gesagt – schmerzlicherweise – von manchen auch verstanden und gebilligt. Wenn manche orthodoxen jüdischen Kreise den Zionismus für den Mord verantwortlich machten, den sie als einen politischen hinstellten und mit de Haans orthodoxer Parteigängerschaft motivierten, so haben sie sicherlich dem Zionismus furchtbar Unrecht getan. Aber auch der Agudas Jisroel, die sich sonst nie mit de Haan, einem hochbegabten, aber exzentrischen und characterschwachen Menschen, dessen Leben ein Auf und Ab merkwürdigster Wandlungen und Verwandlungen war, identifiziert hatte.

### Sabbath in Tel Awiw.

Man macht in der jüdischen Welt ziemlich viel Aufhebens davon, daß manche Juden in Palästina am Sabbath rauchen oder schreiben oder fahren; ich habe noch nie bemerkt, daß man irgendwo entrüstete Protestresolutionen eingebracht hätte, weil von allen jüdischen Kaufleuten – und es gibt ihrer genug – am Graben in Prag oder an der Kärntnerstraße in Wien oder an Piccadilly, man kann aber auch sagen am Marktplatz in Klein-Dingsda, kein einziger seinen Laden am Sabbath geschlossen hält. Ganz einfach: hier ist es die Regel und in Palästina die Ausnahme. Man schreit nur über Ausnahmen. Als kürzlich Ussischkin in der alten »heiligen Gemeinde« Preßburg war, zeigte man dem berühmten Führer der zionistischen Bewegung die ehrwürdige Judengasse und machte ihn auf ein koscheres Speisehaus strengster Observanz aufmerksam. Er sagte: »Wenn Sie mich in Jerusalem besuchen und ich führe Sie durch die Stadt, müssen wir durch viele Gassen gehen, ehe wir ein Speisehaus finden, das *nicht* koscher ist«.

Tel Awiw, die »Zionistenstadt«, gilt als besonders gottlos und unfromm. Ich kam zufällig an einem Freitag mittags von Jerusalem her dort an und wurde von dem Auto mitten in der Herzlstraße abgesetzt. Wenn man aus dem still-vornehmen, etwas schläfrigen Jerusalem kommt und zwei Stunden die leere weiße Chaussee zwischen den kahlen Karstbergen Judäas vor sich gehabt hat, kommt man sich in dieser Herzlstraße wie behext vor. Rechts und links Geschäftshäuser, Laden an Laden, Bureau an Bureau; Reklametafeln an den Läden, den Häusern, den Dächern, den Telephonmasten, den Bogenlampen; vor den Häusern, am Rand des Trottoirs, viele Verkaufsbuden, da die Häuser für die fieberhafte geschäftliche Betätigung zu eng sind, Buden von Schustern, von Lebensmittel- oder Zigarettenhändlern, vor allem Buden mit Sodawasser. An jeder Straßenecke steht mindestens eine. Es ist heiß, du wirst durstig; du trittst an die Bude, verlangst *Gasôs kar*, ein Glas kaltes Sodawasser (»Eau gazeuse«), und legst einen halben Piaster hin. Es wirkt erfrischend – für eine Minute; an der nächsten Straßenecke bist du schon in Versuchung, den Genuß zu erneuern (in Palästina gibt es Kunsteisfabriken und in allen Städten betrachtet man das reichliche Vorhandensein von Eis als Selbstverständlichkeit). Zwischen den Trottoirs und auf den Trottoirs bewegt sich ein ununterbrochener Strom von personen- und Lastautos, Droschken, Kamelen, Eseln und Fußgängern. Jeder hat es eilig, jeder ist in Geschäften; alles trägt weiße Leinenanzüge und Strohhut oder Tropenhelm, unter dem immer wieder der Schweiß von der Stirne getrocknet wird. Und über allem ein geschäftiger Lärm. Das Tuten der Automobile, die Rufe der Kutscher, Kamel- und Eseltreiber, das Summen der Passanten, die Rufe der Straßenhändler, der Zeitungsjungen, der Schuhputzer; als einziger Ruhepunkt der Schutzmann, in dessen Rolle sich ein junger russischer Jude sehr gravitatisch fühlt. Alle Gespräche, Rufe, Streitigkeiten, Zeitungen, Reklameschilder sind natürlich hebräisch; manche Straßenhändler bringen ihre Rufe in Verse wie: »Mi konêh naalâjim – mesandlâr mijeruscholâjim?« (»Wer kauft Schuhe – vom Schuster aus Jerusalem?«)

Als mich das Auto, wie gesagt, inmitten der Herzlstraße absetzte, glaubte ich zuerst, in ein Tollhaus geraten zu sein. Aber in Palästina ist man ja so gewöhnt, überrascht zu werden, daß man sich auch schnell wieder in das Unerwartete findet; ich fragte mich nach der Wohnung meines alten Freundes durch, den ich seit zwölf Jahren nicht gesehen hatte, der seit vier Jahren in Palästina, seit zweien in Tel Awiw lebt, als ein Glied der hier recht starken Kolonie tschechoslowakischer Zionisten (sie zählt jetzt in Tel Awiw mindestens hundert Köpfe). Der Empfang war palästinensisch: voller Herzlichkeit, voll unverstellter Freude, ohne Zeremonien. Wir setzten uns zu Tisch, aßen, tranken, plauderten; bald kamen noch andere Freunde – alle hatten schon erfahren, daß ich eingetroffen war – und bald waren wir eine große, vergnügte Gesellschaft. Wir tranken Tee, aßen Melonen, Weintrauben, Bonbons (palästinensischer Erzeugung; mein Freund ist einer der Urheber der jetzt recht beträchtlichen Bewegung »Tozereth haarez«, deren Anhänger nur inländische Produkte kaufen) und unversehens wurde es Abend. Es erhob sich ein heftiger Streit darüber, bei wem ich

wohnen sollte, der Hausherr siegte und so blieben wir gleich alle beisammen zum Abendbrot; nachher erhielt die Gesellschaft weiteren Zuwachs und es war fast zwei Uhr nachts, als das Haus sich leerte und ich, sehr ermüdet, mein Lager aufsuchen konnte. Am andern Morgen wollte ich Tel Awiw besichtigen – *Tel Awiw war verschwunden!* Wenn Aladdin die Wunderlampe drehte, stand ein Palast mit herrlichen Gemächern, mit Küchen und Dienern und Sklaven und Sklavinnen und Ställen voll herrlicher Rosse da; wenn der böse Zauberer in den Besitz der Lampe kam und sie drehte, waren Palast und Küche, Diener und Sklaven und Pferde verschwunden. So war es diesen Morgen in Tel Awiw: ein böser Zauberer hatte die Wunderlampe gedreht! Zwar die Häuser mit den Reklametafeln, die Verkaufsbuden, Telephonstangen und Bogenlampen standen noch da; aber die Läden und Bureaus waren geschlossen, Autos, Droschken, Kamele und Esel spurlos verschwunden, selten kroch ein Spaziergänger im Schlenderschritt über den verödeten Asphalt, vielmehr Beton, und der kleine stramme Polizist stand in blanker Paradeuniform gähmend und gelangweilt inmitten der Straße. Die Sonne strahlte in unveränderter Kraft, aber wenn du Durst hast, so kannst du in allen Straßen von Tel Awiw und für alles Geld der Welt kein Glas Gasôs kaufen: es ist *Sabbath!* Erst gegen Abend wird die Stadt lebendig; Alt und Jung geht die Allenby-Straße entlang spazieren, bis an den Meeresstrand hinunter, und es erregt großes Aufsehen, wenn ein Araber aus Alt-Jaffa auf einer dort gemieteten arabischen Droschke die Allenby-Straße hinunter zum »Kasino« fährt.

Am nächsten Morgen hat Aladdin wieder die Lampe gedreht, es ist Sonntag, Jom harischon, der erste Tag, Wochentag; Läden und Verkaufsbuden sind offen, Autos, Droschken, Esel und Kamele füllen die Straßen, die Fußgänger jagen ihren Geschäften nach, der Polizist hat wieder die Alltagsuniform angezogen und jedermann steht es frei, sich mit Gasôs die schönste Magenerkältung zuzuziehen.

Sind sie fromm? Manche sind es, manche nicht; aber in einer jüdischen Stadt ist es selbstverständlich, daß man den Sabbath hält. »Man« fährt nicht am Sabbath, »man« arbeitet nicht, »man« raucht auch nicht öffentlich; wo der Gehorsam gegen eine religiöse Vorschrift endet, die Beobachtung nationaler Sitten und Gewohnheiten beginnt, wer kann es sagen? Das Leben ist nicht nach einer algebraischen Formel zu verstehen, nirgends in der Welt und erst recht nicht im jüdischen Palästina.



## X.

**Rückblick.****Von der Sprache.**

Es scheint mir oft, die besondere Art der europäischen Kultur stamme aus der eigentümlichen, geheimnisvollen, fast abergläubischen Einstellung her, die wir Europäer der Sprache gegenüber haben. Die Antike, Amerika, der Orient kennen sie nicht. Niemand glaubt dort, daß der Besitz einer Muttersprache, zwei Jugendjahrzehnte hindurch ausschließlich oder fast ausschließlich geübt, den Menschen zu einer harmonischen Persönlichkeit, zu einem Kulturmenschen macht. Niemand dort verfällt auf den Gedanken, daß zur Entwicklung der nationalen Individualität die Ausschließlichkeit im Sprachengebrauch nötig ist. Völker wechseln ihre Sprache, ohne ihre Volkspersönlichkeit zu verlieren, – hat nicht das jüdische Volk Beispiele dafür gegeben? Hebräisch, Aramäisch, Griechisch, Arabisch, Spanisch, Jiddisch, – lauter Sprachen echt jüdischer, nationaler, Kulturschöpfung. Und auch der einzelne wechselt die Sprache ohne Verlust seiner Persönlichkeit; man braucht nur die Ostjuden zu sehen, die aus Warschau oder Wilna nach London oder New York gewandert sind, vor allem aber jeden Orientalen. In Aegypten spricht jeder Droschkenkutscher Arabisch, Griechisch, Italienisch und Französisch; im Familienkreise gebraucht man im Gespräch zwischen Mann und Frau, Vater und Sohn innerhalb von zehn Minuten drei, vier Sprachen. Der Europäer, der, vielleicht eben infolge seines Sprachaberglaubens, meist nur die Oberfläche sieht, spricht verächtlich von Levantinismus. Der Orientale erwidert nicht mit dem Hohn auf europäischen Wortfetischismus; aber vielleicht hat die Antwort jenes ägyptischen Zöllners auf die gereizte Frage: »You will be a civilized nation?« – »No, we will not«, vielleicht hat diese Ablehnung des Ehrgeizes, ein »Kulturvolk« im europäischen Sinne zu sein, eine über den Augenblicksanlaß hinausgehende tiefere Bedeutung.

Lange habe ich gesagt, der Zionismus sei eine europäische Bewegung, die Juden hätten in Palästina eine europäische Mission. Das Verhältnis zur Sprache, nebst zahllosem anderen, beweist es. Der Zionismus hat zum Hebräischen eben jene mystische, fast abergläubische, fetischistische Beziehung wie jeder europäische Nationalismus zu seiner Sprache, die sehr wohl vereinbar ist mit abgründigem Mangel an wirklicher Kenntnis, wirklichem Besitz derselben. Und in Palästina sind alle Juden der »minderwertigen« Klassen, alle Beamten, Lehrer, Bürger, fanatische Hebraisten, ja in Tel Awiw gibt es sogar eine militante Sprachgesellschaft, die den Gebrauch jeder fremden Sprache auf der Straße und an öffentlichen Orten nicht nur durch Plakate, sondern auch durch Ruhestörungen behämpft. Die Arbeiterschaft jedoch hat mit *diesem* Hebraismus nichts zu tun. Einige wenige Führer des Hapoel Hazair machen ihn mit, die erdrückende Mehrheit aller Arbeiter kennt ihn nicht, wenigstens nicht als bewußte Forderung. Man spricht hebräisch, – wie sonst sollten sich Menschen aus Böhmen und Jemen (Verzeihung!), Litauen und Marokko, Persien und Saloniki verständigen? Zwischen allen Siedlungen ist ein unaufhörlicher wechselseitiger Austausch der Chawerim und so verschmelzen auch jene, die zunächst in landsmannschaftlichen Gruppen lebten, in das allgemeine, hebräische Milieu (nebenbei: landsmannschaftliche Siedlung ist ein Notbehelf, kein erwünschter Zustand, eine oft erforderliche Zwischenstation, kein Ziel, und als Programm eher hemmend als nützlich). Aber wo es sich so gibt, sprechen die Arbeiter ohne Gewissensbedenken jiddisch, russisch, deutsch. So sind sie die Hauptträger unserer – europäischen – Sendung, sie selbst aber verwurzeln im Orient, werden Orientalen.

Und doch haben sie die hebräische Wirklichkeit geschaffen. In Jerusalem, Tel Awiw, Haifa kann sich der Fremde, der leicht Sprachen lernt, ohne Mühe Russisch, Deutsch oder Englisch aneignen; die Kolonien sprechen hebräisch und die städtischen Arbeiter ebenso. Es ist wie ein Wunder, es *ist* ein Wunder. Vor fünfzehn Jahren debattierten wir darüber, ob das Hebräische zur lebenden Sprache werden könne oder nicht; »kämpften« auch darum. Heute ist es eine Selbstverständlichkeit. Nicht daß auf allen Bahnhöfen hebräische Aufschriften stehen, auch wo es weniger als zwanzig Prozent jüdischer Einwohner gibt, daß die Briefmarken hebräischen Aufdruck tragen, die Gerichte hebräisch Recht sprechen, – das kann eine Regierung durch einen Federstrich dekretieren, wir hier wissen es. Aber daß man ohne ein Wort einer andern Sprache durch das ganze Land kommen kann, daß die Araber selbst dort, wo keine Juden wohnen, hebräisch zu verstehen beginnen, daß die Kinder, alle jüdischen Kinder in Palästina hebräisch sprechen, spielen, weinen und lachen, – das ist eine Tatsache, die erweist: die Sprache lebt.

Oft fühlte ich mich an Dinge erinnert, die ich von der tschechischen Analogie her kenne: dieses zu seiner Sprache zurückkehrende Volk beherrscht sie nur mangelhaft, viele sprechen, die Mehrzahl schreibt nur fehlerhaft Hebräisch. Es wird aber rasch besser: wie die Kinder aufwachsen, die schon durch hebräische Schulen gegangen sind. Und merkwürdig: diese Kinder sprechen besser Hebräisch als ihre Lehrer. Mit meinen in Kursen und Lektionen erworbenen Kenntnissen konnte ich gut alles verstehen, was die Erwachsenen redeten, Hebräisch mit russischem oder deutschem Akzent, aber die Kinder zu verstehen, machte mir anfangs größte Schwierigkeiten. Das macht: sie sprechen kein russisches oder deutsches, sondern hebräisches Hebräisch. Und schon beginnt sich eine bestimmte Mundart in Palästina und eine bestimmte Nebenmundart in Galiläa zu entwickeln, – ungeahnte Möglichkeiten für künftige Philologen. Hoffen wir nur, daß uns diese künftigen Philologen unser Palästina nicht verschulmeistern werden, dieses lebendige, frische, unbekümmerte und darum immer neues Leben aus sich heraus schaffende Palästina. Da ich es verlasse, wird mir erst klar, daß stärker als alles einzelne dieser Gesamteindruck auf mich wirkt: das unerschöpflich lebende, das Triebe ansetzende, das Werk um Werk vollbringende neue Judenland.

### »Die Kinderinsel«.

Auf der Rückfahrt, auf dem Dampfer, der kein Judenschiff mehr war, hörte ich aus dem Salon die Shimmyklänge gedämpft nach dem Deck herklängen, sah in das blaue Meer und, ein wenig müde, ja gleichgültig geworden, hinüber nach den schroffen, weinfarbenen, öden Bergen Griechenlands, die ich auf der Ausreise so hungrig mit den Augen verschlungen hatte. Was soll mir jetzt diese leere Kruste einer großen Vergangenheit, die tot ist: ich komme von dort, wo Urzeit und Zukunft lebendig sich vermählen. Und in der Adria begann es zu regnen und ein kalter Wind kam von Norden her, von Europa.

Ich lag auf dem Deck und eine melancholische Stimmung überwältigte mich. Ich dachte des Aufbruchs und erinnerte mich der Kinderinsel an der Adria. Ist uns, ist euch dieses Palästina nicht so etwas wie diese Kinderinsel? Sind euch diese Menschen da unten nicht etwas wie Kinder, die nicht ganz »in Ordnung« sind? Verfolgt und daher unstet, geplagt und daher scheu, verhaßt und daher störrisch, von normaler Laufbahn ausgeschlossen und daher revolutionär; machen sie euch nicht recht viel Sorgen, diese Kinder, verlangen sie nicht, daß man ihnen hilft, hindern sie euch nicht zu vergessen, daß auch ihr diesem verfeimten Stamm angehört? Und erscheinen sie euch nicht alle irgendwie abnormal? Mein Gott, man würdigt ja alles: aber ist es nicht doch eine Marotte, eine fixe Idee, der sie sich mit so viel – gewiß rühmenswertem Eifer hingeben? Es gibt doch so viele Länder auf Gottes Erde: muß es gerade dieses verlassene, verödete, arme, kleine Palästina sein? Und gewiß respektiert ihr den Mut, mit dem sie, freiwillige Versuchskaninchen, sich zu merkwürdigen sozialen Experimenten hergeben, aber könnten sie es nicht eigentlich leichter haben

und, halb eingestanden, auch euch leichter machen, wenn sie die bewährten, ausgetretenen Wege gingen? Sind sie nicht ein ganz klein wenig verrückt?

Und sie arbeiten. Ihr hört von Stadtvierteln und Kolonien, von Kwuzah und Moschaw owdim, von dieser und jener Organisation, ihr gebt euch Mühe, euch den Unterschied zwischen Hanhalah und Hachscharah zu merken, ihr sprecht anerkennend vom Solel Boneh oder mit väterlichem Tadel vom Gdud awodah: aber ist es euch nicht alles ein bißchen – Hand aufs Herz – wie die Bauten der Kinder am Strand? Das Kind schöpft Sand in den Blechkübel und läßt ihn wieder zu Boden rinnen: seht ihr nicht der »Arbeit« in Palästina mit dem gleichen überlegenen, freundlich-nachsichtigen Wohlwollen zu? Sie sind eifrig, fleißig, unermüdlich, diese Kinder in Palästina, *als ob* ihre Arbeit so wichtig wäre wie eure Geschäfte, euer Handeln, eure Advokaten- oder Aerztepraxis, euer Bureau mit acht Telephonanschlüssen, eure Börsenaufträge und Konferenzen. Ihr aber wißt es besser und lächelt.

Manchmal tut ihr sogar, als nähmet ihr selbst sie wichtig und ernst. Ihr sagt ein paarmal: »Unsere Chaluzim« und werft euch in die Brust, ihr habt Kongresse und Tagungen, haltet Reden und faßt Beschlüsse; ihr bekämpft aufs heftigste jeden, der nicht in der gleichen Tonart »Unsere Chaluzim« sagt oder der sich dabei zu wenig oder zu sehr in die Brust wirft. Ihr beschließt euch zu hebräisieren und sagt von nun anstatt »Servus« nur mehr »Schalom!« Und dann, wenn ihr euer nationales Gewissen soweit beruhigt habt, setzt ihr euch vergnügt an den Spieltisch im gewohnten Café oder geht zum Schneider, das neue Kostüm probieren. Wenn ihr gar zu lange am Spieltisch aufgehalten wurdet oder außer dem Kostüm auch noch einen Fellmantel benötigt, dann habt ihr wohl nicht immer die volle Ruhe, euch »eueren Chaluzim« zu widmen, werdet nervös, ungeduldig, klagt über die schlechten Zeiten und über die schreckliche Geldknappheit. Aber, Gott sei Dank, die Kinder in Palästina lassen sich das nicht anfechten, sie arbeiten mit doppeltem Eifer weiter und vereinfachen höchstens ihr Menü ein bißchen: das ist gesund.

Nur sehr selten kommt einem von euch der Gedanke und die Frage: sind nicht *wir* die törichten Kinder und jene die Bauer der Zukunft? Ist nicht unser Geschäft und unser Spiel, unser Bureau und unser Café, unser Sorgen, Jagen, Plagen – ist es nicht ein Schöpfen von Sand in einen Spielzeugkübel und Wiederauslassen? Und sind nicht wir eigentlich um jener willen da? Geben nicht jene dort drüben, die Narren, die Kinder, geben nicht erst sie und sie allein unserem Leben einen Sinn? Ist nicht noch das oberflächlichste, unaufrichtigste, spielerischste Wort, das wir von ihnen sprechen, wahrer, ehrlicher, tiefer als all unser gepriesener Ernst? Aber rasch huscht solch ein Gedanke, solch eine Frage an euch vorüber und ihr hüllt euch wieder in den sicheren Panzer der Selbstzufriedenheit.

Solches meditierte ich, als ich auf dem Deck der »Vienna« lag und in den kalten Wind hineinfuhr, der von Norden her wehte, von Europa. Der Chaluz in dem Streckessel neben mir, der nach drei Jahren seine Eltern besuchen wollte, sagte: »Glauben Sie, daß es in Europa auch um diese Jahreszeit regnen kann? Es wird so kühl!« Und da fielen auch schon die ersten Tropfen. Der Chaluz aber sagte: »Am liebsten möchte ich gleich in Triest noch umkehren!« Ein Kind, ein Narr, ein Bauer der Zukunft ...

### **Heimkehr.**

Nicht wie aus der Fremde in die Heimat, sondern wie von daheim in die kalte Fremde kam ich von Palästina nach Europa zurück. Dort war ich Freund unter Freunden; wo immer ich hinkam, nahmen mich Bekannte und Unbekannte brüderlich auf; ohne viel Floskeln, ohne den Zwang einer »Vorstellung«, die wirklich meist der Vorstellung einer Komödie gleicht, näherte ich mich jedem und jeder sich mir, und wessen Namen ich den Augenblick vorher nicht gekannt, wessen Gesicht

ich nie gesehen hatte, der war mir sogleich vertraut und nahe. Hier – auch die besten Freunde fügen sich dem Zwang einer Konvention, über die sie gern spotten, die sie manchmal vielleicht hassen, deren Sinnlosigkeit sie aber nie wirklich ins Bewußtsein heben.

Ich kreuzte auf dem Rückweg wieder italienisches Land: betrat Venedig, die alte Königin der Adria, Herrin einst auch über Palästina, jene herabgekommene Königin, deren stolze Paläste, deren märchenvolle Kirchen jetzt als Attraktionen für den Fremdenverkehr dienen, von dessen Ausbeutung der Enkel jener lebt, die das Meer ihre Braut nannten; und ich durchquerte die Ebene, voll von Reisfeldern und Weingärten, überzogen von einem dichtmaschigen Netz kunstvoller Bewässerungsgräben, grün und üppig unter der milderen Sonne. Und ich verstand, warum die Arbeit in Palästina so schwer ist. Hier ist jeder ein Erbe, ein Nachkomme, ein Enkel; drüben ist jeder, nicht bewußt und nicht im engen Familiensinne wie der alte Adam Litumlei in Kellers entzückender Novelle, der »erste seines Geschlechtes«, der Gründer einer Dynastie. Hier haben Jahrhunderte, Generationen um Generationen den Boden urbar gemacht, bebaut, verbessert, entwickelt; Straßen gebaut, Städte und Dörfer gegründet; Häuser, Schulen, Kirchen getürmt; Gewerbe und Handel, Künste und Wissenschaften emporgepflegt; Investitionen gemacht und Erfahrungen gesammelt. Wieviele Hände haben am Rande dieser Lagune den Sumpf getrocknet, den Grund gepflügt, diese sauberen Mauern um jedes Anwesen gezogen, diese Gräben angelegt? Seit zweitausend Jahren ist Jahr um Jahr, Frühling um Frühling, Herbst um Herbst die fleißige Hand über dieses Land, über jeden kleinsten Fleck dieses Landes gegangen, unzählige sind gescheitert, haben ihre Arbeit nicht nur, sondern ihre ganze Existenz, ihr Hab und Gut, ihren Schweiß und ihr Blut in diesen Boden versenkt, damit die Enkel leben können. *Historisch* ist Jerusalem älter als Rom und Athen, von Venedig oder Paris zu schweigen; *wirtschaftlich* aber jünger, viel, viel jünger als Berlin oder Philadelphia. All das, was hier die Jahrhunderte, die Generationen über Generationen in den Boden gesteckt haben, ist die Basis, die Möglichkeit, die unlösbare Voraussetzung unserer Künste und Wissenschaften; wir leben vom Erbgut. Drüben aber soll eine Generation alles leisten, all die Opfer auf sich nehmen, die hier auf Jahrhunderte verteilt waren, und gleich auch sich selbst beerben, gleich auch auf dem Ertrag ihrer Opfer selbst blühen! Man sagt, die Ansiedlung einer Familie in Palästina koste zu viel, mit dem gleichen Betrage könne man in Europa zwei Bauern ansetzen: zwei! Hier, wo diese zwei, ob sie wollen oder nicht, ob sie es wissen oder nicht, die Opfer und Mühen und Erfahrungen von dreißig Generationen erben! Und die in den Boden, in die Wirtschaft gesteckten Ersparnisse von dreißig Generationen! Es kostet so viel und ist doch eine Arbeit voll unaussprechlicher Entsagung, voll einer hier nicht geahnten Armut, – reich nur in dem Bewußtsein, die Ersten zu sein, der Zukunft zu dienen, den Neubruch zu brechen ...

*Hier* haben wir für solche »idealistische Spielereien« keine Zeit ... Wir haben doch unsere ernste, schwere Arbeit und brauchen dann ein paar Reisewochen als Erholung sehr notwendig. In Venedig bin ich ihnen begegnet, den geplagten Menschen aus unseren Städten, den Kaufleuten, Fabrikanten, Aerzten, Advokaten, Bankdirektoren und ihren Frauen. Auf dem Markusplatze, drüben am Strande des Lido, vor allem aber in der Merceria, vor und in den Läden, wo man so schöne Kunstgewerbe- und Modegegenstände kauft, bronzene Gondeln und befranste Schultertücher, Glasluster, Mosaikschmuck, Bilder, alles echt venezianisch (oder aus Gablonz importiert). In der Merceria hatte ich eine interessante Begegnung. Mitten in dem Gewühl eleganter Menschen erblickte ich plötzlich einen alten Bekannten, einen Großkaufmann, sagen wir aus Eiwanowitz (nein, ich bin noch nie in Eiwanowitz gewesen und kenne dort keinen Menschen). Er kam eben mit seiner sehr eleganten, reizenden Frau aus einem der Läden und beide begrüßten mich überaus liebenswürdig. Sie waren schon seit vier Wochen auf dem Lido – Grand Hotel des Bains natürlich und mußten leider morgen schon verreisen. Da waren sie heute noch rasch herübergekommen, um die nötigen Einkäufe zu machen, Mitbringsel, Andenken, – »Schließlich, wer weiß, wann man wieder nach Venedig kommt, für nächstes Jahr ist eine Nordlandreise geplant, dann vielleicht geht man nach

Ostende, – ja, man hat es nicht leicht! Aber Geld kostet solch eine Reise, diese Einkäufe allein verschlingen ein Vermögen. Meine Frau *muß* doch solch ein herrliches Seidentuch haben, tausend Lire, wirklich kein übertriebener Preis, und so geschmackvoll, – aber dies und jenes, da tausend Lire und dort fünfhundert, das läppert sich zusammen! Was machen übrigens Sie hier, Herr Doktor?« Als er hörte, ich sei auf der Rückreise von Palästina, wurde er etwas einsilbig. Es war noch nicht lange her, bei meinem letzten Besuche in Napajedl, – oder sagte ich, daß er aus Lobositz war? – da hatte ich von ihm einen Beitrag für den Keren Hajessod verlangt und er hatte ihn nicht leisten *können*: »Mein Gott, sie glauben, wo eine Fabrik steht, muß Geld sein. Wenn Sie wüßten, was für Lasten ich auf mir habe –« und er ließ mich einen tiefen Blick tun in seine schweren Steuerlasten und nannte mir die Schuldner, die insolvent geworden waren, und die armen Verwandten, denen er helfen mußte; nur meine lebhaften Proteste bewahrten mich davor, seine Bücher kontrollieren zu müssen. Fast hätte ich ihm eine Unterstützung angeboten ...

Ich glaube, ein volles Monatsbudget der gesamten Palästinaarbeit ließe sich mit den Beträgen decken, die Juden an einem einzigen Tage der Reisesaison nur in Venedig ausgeben.

Ich aber geriet nach der Melancholie der Rückreise auf der »Vienna« in eine sehr akute Wut, ja, es tut mir leid, ich muß es gestehen: mir grauste vor Europa, vor den Bekannten, vor Venedig und ich fuhr am selbigen Tage auf der kürzesten Route heim, denn morgen hätte ich den Großkaufmann aus Trebitsch sicher im Zuge getroffen. Und so ward dem Rückkehrenden vor Europa, kaum daß er es betrat, sogleich auch gründlich bange.

### Die Utopie.

Es gibt zweierlei Utopien. Ein Gelehrter setzt sich an seinen Schreibtisch und schildert die Gesellschaft, wie sie sein *könnte*: Platos »Staat«, des Morus »Utopia«, Bellamys »Rückblick«, lauter sehr gut, sehr logisch ausgedachte und in die letzten Einzelheiten entwickelte Gebilde, durchaus im Rahmen des Möglichen, aber unverwirklicht, weil auf das Gebiet des Logischen, des verstandesmäßig Ueberprüfbaren beschränkt. Dann aber gibt es schöpferische Utopien: ein Mann voll großen Willens zeigt der Gesellschaft, wie sie sein *sollte*: Jesus, Rousseau – zögernd setze ich hinzu: Herzl. Er beschränkte seine »Utopie« von vornherein auf ein Teilgebiet, auch hat sein »Judenstaat« viel von einem logischen Gebilde; erst langsam, nachträglich wuchs er in das Willensmäßige, das Schöpferische hinein. Schöpferische Utopien sprengen bewußt den Rahmen des Möglichen. Was Jesus fordert, ist durchaus unmöglich, unerfüllbar; es wurde auch nicht verwirklicht, nicht erfüllt, aber es strömte eine ungeheure, lebendige Kraft aus, die die Welt umwandelte. Was Rousseau predigt, ist völlig unrealisierbar, es fand auch keine Verwirklichung, schuf aber den Sozialismus, eine elementare, das Bild der Menschheit verwandelnde Kraft. Jene logischen Utopien sind möglich, bleiben aber Papier; diese schöpferischen Utopien fordern das Unmögliche und sind die stärksten Mächte der Wirklichkeit.

Herzl gab 1895 sein Büchlein vom »Judenstaat« heraus. Er schlug vor, es sollte sich eine große jüdische Kolonisationsgesellschaft bilden, die reichen Juden sollten das Kapital geben; das Land, auf das die Wahl fiel – er dachte keineswegs ausschließlich, nicht einmal in erster Linie an Palästina –, sollte urbar gemacht, Straßen und Eisenbahnen, Städte und Dörfer, Fabriken, Wohnhäuser, Villen, Theater, Parks und Kurorte sollten gebaut werden; inzwischen sollten die Unternehmungen der Juden in allen Ländern durch die große Gesellschaft liquidiert werden und nun hätten sich die Juden, Gemeinde um Gemeinde unter Führung ihrer Rabbiner, in Bewegung zu setzen, die vorher gecharterten Schiffe zu besteigen und drüben das Leben, das sie bisher geführt, fortzusetzen, natürlich freier, besser, schöner, sozusagen komfortabler als vordem.

Diese Broschüre hatte eine doppelte Wirkung. Alle Satten, alle Angelangten, alle nicht mehr Jungen und nicht mehr Armen, alle Zweifler und Spötter, alle klugen Köpfe im Judentum erklärten wie aus einem Munde: »Unmöglich! Das ist eine Utopie, vielleicht ganz schön zu lesen, aber völlig undurchführbar. Außerdem fordert dieser Jude doch dasselbe wie die Antisemiten, gibt ihnen Argumente, entfremdet uns den Völkern, in deren Mitte wir sicher und geachtet leben, schädigt uns also! Und ist es nicht unsere geheiligte Mission, zerstreut unter den Völkern zu leben und sie die wahre Menschlichkeit zu lehren? Es ist frevelhaft, daran zu verzweifeln, daß die Menschheit endlich aufgeklärt und human werden und sich mit allen Rassen, auch mit den Juden, verbrüdern werde«. Und um solche Irrlehren nicht groß werden zu lassen, schwieg man sie tot und bekämpfte sie und ihre Anhänger, wo dies nicht anging, mit allen Mitteln der Entrüstung, des Hohnes, der triumphierenden Uebermacht.

Aber sie hatten Anhänger. Alles was jung und arm war im Judentum, die Enterbten, die Verfolgten, die Geplagten und Verzweifelten sahen ein neues Licht aufgehen. Und er, der es entzündet hatte, ließ es sich angelegen sein, es in die letzten Winkel der düstersten Judengassen zu tragen. Wenn jene logischen Utopien den Geist ihres Autors beschäftigten, solange er daran arbeitet, und dann anderen Interessen Platz machen – ja, schon während er sie entwirft, ist er voll schärfster Skepsis, Skepsis ist es, die ihn schreiben heißt – bezeichnet es den Urheber einer schöpferischen Utopie, daß er an sie *glaubt*; hat er sie in einem gewaltigen Zeugungsakt in die Welt geschleudert, so ist er ihrer damit noch nicht ledig; vielmehr nimmt sie ihn jetzt erst ganz in Besitz, jawohl. er ist von ihr besessen, er *muß* sein Leben daran setzen, sie zu verwirklichen. Und solcher Glaube an die Ermöglichung des Unmöglichen hat ungeheure Kraft. Widerspruch, Widerstand spornen ihn nur zu immer größerer Leistung an. Und er findet Gläubige, Jünger, Apostel. Ihn kann man kreuzigen; seine Lehre geht hinaus in die Welt.

Und gewiß wird die Verwirklichung ganz anders als der Utopist sich sie gedacht hat. Nein, das Land wurde nicht erst urbar gemacht, keine Gesellschaft wurde gegründet, die reichen Juden waren weit entfernt davon, das Geld zu geben; keineswegs setzten sich die Judengemeinden unter Führung ihrer Rabbiner in Bewegung; diese waren allzu abhängig von den reichen und behäbigen Gemeindegäubern und mußten den Verdacht der Hinneigung zu der verpönten Irrlehre vermeiden. Aber fünfundzwanzig Jahre genügten, um dem Zionismus, der utopischen Idee Herzls, die Anerkennung aller Großmächte der Welt zu bringen und die Verankerung in staats- und völkerrechtlichen Instrumenten ersten Ranges (dem Friedensvertrag von Lausanne und dem Völkerbundmandat für Palästina). Und da die große Kolonisationsgesellschaft nicht mit einem Schlag zustandekam, arbeitete man im kleinen; baute dennoch, trotz allem, Straßen und Eisenbahnen, Städte und Dörfer, Fabriken, Wohnhäuser, Villen, Kurorte und wanderte ein. Erst waren es tausend im Jahr, dann tausend, jetzt zweitausend im Monat.

Was aber das Größte ist: die einwandern, setzen drüben *nicht* das Leben fort, das sie bisher geführt haben. Konnte Herzl, konnte irgendein Mensch voraussehen, daß die lebendige, schöpferische Kraft, die von seiner Utopie ausgeht, so gewaltig sein würde, um ein ganzes Volk in seinen Ideen, in seinen Wünschen, in seinen Zielsetzungen zu verwandeln? Die bisher Luftmenschen, Parasiten, Händler und Schacherer waren, kennen nur mehr *ein* Ideal: arbeiten; die bisher alle Sprachen der Welt redeten, nur ihre eigene nicht, haben die Tote zu neuem Leben erweckt; die Schwächlichen und Aengstlichen werden stark und mutig. Das ist die verwandelnde Macht der Idee; das ist die Wirkung der schöpferischen Utopie. Als man uns Zionisten vor zwanzig Jahren immer wieder diesen Schimpf an den Kopf warf: »Der Zionismus ist eine Utopie!« – da wurden wir wütend, bewiesen haarscharf die Realisierbarkeit unseres Programms und wehrten uns mit Händen und Füßen. Heute sind wir milde geworden (auch um zwanzig Jahre älter) und wissen: der Zionismus *war* eine Utopie; Beweis: er ist verwirklicht worden.

Und da die tausende wandern, Dörfer und Städte aus dem Boden wachsen, die Großmächte und der Völkerbund ihre Sanktion gegeben haben: vielleicht werden jetzt auch die Satten, die Angelangten, die nicht mehr Jungen und nicht mehr Armen, vielleicht werden jetzt auch die klugen Köpfe und die gefüllten Geldbeutel im Judentum begreifen, daß hier etwas vor sich geht, woran die Welt ein Interesse hat (denn es kann ihr Erleichterung und Bereicherung, ich meine geistige, seelische Bereicherung, bringen), woran aber vor allem die Ehre, jawohl, die *Ehre*, der gute Name, die Daseinsberechtigung des Judentums hängt, aller Juden ohne irgendeine Ausnahme.

## Anhang.

### Anhang I.

#### Verzeichnis der hebräischen Ausdrücke.\*

Achdûth – Einheit

Achdûth haawodâh – »Arbeitsvereinigung«, sozialistische Arbeiterorganisation in Palästina.

Achusâh – »Festsetzung«, Siedlungsgesellschaft.

Agudâh – Vereinigung.

Agûdas Jisrôel – »Vereinigung Israels«, Weltorganisation der jüdischen Orthodoxie.

Apikôres – »Epikuräer«, Atheist.

Aschkenasîm – »Deutsche«, Bezeichnung der in Mittel- und Osteuropa wohnenden oder von dort stammenden Juden.

Assûr – verboten.

Awodâh – Arbeit.

Awodâh azmîth – Selbstarbeit, Wirtschaft ohne Lohnarbeiter.

B'nêj Binjamîn – »Söhne Benjamins«, Organisation der südpalästinensischen jüdischen Kolonisten.

Bogêd – Verräter.

Bonôh – der Bauende.

Chaklaî – landwirtschaftlich.

Chalukâh – »Verteilung«, Institution zur Verteilung von in der Diaspora gesammelten Spenden an Juden in Palästina.

Chalûz, weiblich Chaluzâh, Plural Chaluzîm, Chaluzôth – »Pionier«, jugendliche jüdische Einwanderer in Palästina, die sich der Landwirtschaft zuwenden.

Chassîd, Plural Chassidîm – (»Fromme«), Anhänger der von Rabbi Israel Baal Schem (erste Hälfte des 18. Jahrhunderts) gegründeten und unter den Ostjuden stark verbreiteten, dem deutschen »Pietismus« vergleichbaren religiösen Richtung.

Chawêr, weibl. Chawerâh, Pl. Chalerîm, Chawerôth – Genosse, Mitglied einer Genossenschaft.

Dawâr – Ding, Sache, Wort.

Dôar – Post.

Dôar hajôm – »Tagespost«, hebräische Tageszeitung in Jerusalem.

Ên, eigentlich »ejn« – Verneinung.

Ên dawâr – »keine Sache«, nicht der Rede wert.

---

\*Die im Text gebrauchten hebräischen Ausdrücke werden in der Regel in der in Palästina üblichen (sfardischen) Aussprache transskribiert; sie sind auf der mit ^ bezeichneten Silbe zu betonen.



Ên Kêßef – kein Geld.

Êrez – Land.

Êrez Israel – Land Israel, Palästina.

Êsrach – Bürger.

Fâlcha – Getreide.

Galîl – Galiläa, Nordpalästina.

Galîl haeljôn – Obergaliläa, Galiläa nördlich vom Tiberiassee.

Galûth – Exil, jüdische Diaspora.

Gasôs – Sodawasser.

Gdûd – Legion.

Gdûd awodâh – »Arbeitslegion«, genossenschaftlich organisierte Vereinigung landwirtschaftlicher und städtischer Arbeiter in Palästina.

Gêr, Plural Gerim – »Fremdling«, jüdischer Proselyt.

Gôren – Tenne.

Ha – Artikel.

Haârez – »das Land«, hebräische Tageszeitung in Tel Awiw.

Hachscharâh – Vorbereitung, spezielle fachliche Vorbereitung von Chaluzim für den landwirtschaftlichen oder Handwerkerberuf.

Hadassâh – »Palme«, Name gleichbedeutend mit Esther, Zionistische Frauenorganisation in Amerika für sanitäre Arbeit in Palästina.

Haêsrach – »der Bürger«, bürgerliche Organisation in Palästina.

Hajôm – der Tag, heute.

Hajôm assûr – heute verboten.

Hanadîw – »der Wohltäter«, Baron Edmund Rothschild in Paris.

Hanhalâh – »Leitung«, Zionistische Exekutive in Jerusalem.

Hapoêl hazaîr – »der junge Arbeiter«, sozialistische Arbeiterorganisation in Palästina.

Histadrûth – Organisation.

Histadrûth Klalîth – »Allgemeine Organisation«, Gewerkschaftliche Gesamtorganisation der jüdischen Arbeiter in Palästina.

Hôrra – (arabisch), Name eines Rundtanzes.

Ica ->»Jewish Colonisation Association«, von Baron Hirsch gegründete, von Baron Rothschild in Paris geleitete jüdische Gesellschaft, die in Argentinien, Rußland und Palästina jüdische landwirtschaftliche Kolonisation fördert.

Jischûw »Einwohnerschaft«, Gesamtheit der Juden eines Landes, insbesondere Palästinas.

Jôm – Tag.

Jôm kippûr – Versöhnungstag.

Jôm rischôn – »erster Tag«, Sonntag.

Kanaân – Bezeichnung Palästinas vor der jüdischen Eroberung unter Josua.

Kâr – kalt.

Kêren – »Horn«, Fond.

Kêren Hajessôd – »Grundfond«, der 1920 begründete allgemeine Kolonisationsfond für Palästina.

Kêren Kajêmeth »Dauerfond«, der 1901 begründete Fonds zum Ankauf palästinensichen Bodens ins ewige Eigentum des jüdischen Volkes.

Kêßef (spr. Käßef) – »Silber«, Geld.

Kibbûsch – Eroberung.

Kibbûsch haawodâh – »Eroberung der Arbeit«, Uebergang von arabischer Lohnarbeit zu jüdischer Selbstarbeit.

Klâl – Gesamtheit, klalî – allgemein.

Klaltuer – jiddischer Ausdruck für Personen, die ehrenamtlich Arbeit für die Interessen der Gesamtheit leisten.

Kôtel maarawî – Westmauer, sogenannte »Klagemauer« in Jerusalem.

Kôscher – »geeignet«, erlaubt im Sinne der jüdischen Speisegesetze.

Kupâh - Kasse.

Kupâh cholîm – Krankenkasse.

Kwisch, Plural kwischîm – Chaussee.

Kwuzâh, Plural Kwuzôth – »Gruppe«, jüdische Landarbeitergenossenschaft in Palästina.

Lemâan haschêm – um Gottes willen.

Maschbîr – jüdische Konsumgenossenschaft in Palästina.

Mazzôth – ungesäuerte Brote, Osterbrote

Merkâs – Zentrum.

Merkâs chaklaî – »Landwirtschaftszentrum«, landwirtschaftliche Kommission der allgemeinen Arbeiterorganisation.

Minjân – die zum gemeinsamen Gebet erforderliche Zahl von zehn Männern.

Misnagdîm – (»Gegner«) die nicht von der chassidischen Bewegung erfaßten Ostjuden.

Misrachî – zusammengezogen aus »Merkas ruchani – geistiges Zentrum«, orthodoxer Sonderverband innerhalb der Zionistischen Organisation.

Misrâd – Amt.

Mizrâjim – Aegypten.

Moschâw – Siedlung.

Moschâw owdîm – »Siedlung Arbeitender«, landwirtschaftliche jüdische Siedlung in Palästina auf Grund des Einzelbesitzes, aber ohne Lohnarbeit.

Nadîw – Wohltäter.

Nêscher – Adler.

Pêßbach – Ueberschreitungsfest, Ostern.

Pica – »Palestine Jewish Colonisation Association«, von Baron Rothschild in Paris gegründete Tochtergesellschaft der Ica, die deren palästinensischen Arbeitszweig übernahm

Poêl – Arbeiter.

Rosch – Kopf, Oberhaupt.

Rosch Kwuzâh – Führer einer Kwuzah (s. d.).

Schalôm – »Friede«, Grußwort.

Schmirâh – Wacht.

Schmirâh iwrîth – jüdische Wacht, Uebernahme der früher von arabischen Wächtern besorgten Tätigkeit durch Juden.

Schomêr – Wächter.

Schomrôn – Samaria, Mittelpalästina.

Schulchân arûch – »gedeckter Tisch«, Sammlung der religiösen Vorschriften des Judentums.

Sfardîm – »Spaniel«, Bezeichnung der in Südeuropa und dem Orient wohnenden oder von dort stammenden Juden.

Sichâh – Gespräch.

Solêl – der Wegebahnende.

Solêl bonêh – »der Wege- und Häuserbauer«, Baugilde der jüdischen Arbeiter in Palästina.

Takzîw – Budget, insbesondere das vom Zionistenkongreß bewilligte Budget der Zuschüsse des Keren Hajessod für die neuen Siedlungen und die sonstigen Arbeitszweige in Palästina.

Talmûd – Kompilktion von Diskussionen und Entscheidungen religiösen Inhalts, Grundlage der jüdischen Einrichtungen der Exilzeit.

Tarbûth – Kultur.

Tfillîn – Gebetriemen.

Th'nâch – kurze Bezeichnung für »Thorah – Newiim – Kthuwim, Fünfbuch – Propheten – heilige Schriften«, d. h. Gesamtheit des biblischen Kanons.

Tijûl – Plural tijulîm – Wanderung.

Tozêreth haârez – »Produktion des Landes«, Organisation zur Ersetzung eingeführter Waren durch in Palästina produzierte.

Trêfe – »Zerrissenes«, verboten im Sinne der jüdischen Speisegesetze.

Zaîr – jung.

Zeirê Ziôn – »Die Jungen Zions«, sozialistischer Jugendverband innerhalb der Zionistischen Organisation.

## Anhang II.

### Verzeichnis der geographischen Eigennamen.

Afûle – arabisches Städtchen an der Kreuzung der Bahn Haifa – Semach mit der Chaussee  
Jerusalem – Nazareth.

Ajêleth haschachar – »Hindin der Morgenröte«, jüdische Siedlung in Obergaliläa, gegründet 1920.

Akko – alte arabische Stadt am Mittelländischen Meer, nahe Haifa, 12.000 Einwohner.

Ammân – arabische Stadt in Transjordanien, an der Mekkabahn, Sitz des Regenten Emir Abdullah, 6000 Einwohner.

Balfouria – jüdische Siedlung im mittleren Emek Jesreel, gegründet 1914, benannt nach Lord Balfour.

Bath Galîm – »Tochter der Wellen«, jüdische Vorstadt von Haifa, am Fuße des Karmel.

Beisân, siehe Beth Schan.

Benha – Stadt in Unterägypten, Eisenbahnknotenpunkt.

Benjamina – jüdische Siedlung in Samaria, gegründet 1921.

Ben Schêmen – jüdische Siedlung in Judäa, gegründet 1906.

Beth Alpha – jüdische Siedlung im Ostteil des Emek Jesreel, gegründet 1921.

Beth hakêrem – jüdische Vorstadt von Jerusalem, nordwestlich von der Altstadt.

Beth Schan, arabisch Beisan – arabisches Städtchen am südöstlichen Ausgang des Emek Jesreel, 2500 Einwohner.

Bir Zet – arabisches Dorf nördlich von Straße nach Nablus.

Bne Brak – jüdische Vorstadt von Tel Awiw.

Chederah – jüdische Siedlung in Samaria, gegründet 1891.

Chittin – jüdische Siedlung in Untergaliläa, gegründet 1923.

Chuldâh – jüdische Siedlung in Judäa, gegründet 1909.

Daganiah - jüdische Siedlung in Untergaliläa, am Süden des Kinerethsees, gegründet 1908.

Dilb, siehe Kirjath anawim.

Dschebata – arabisches Dorf im Westteil des Emek Jesreel.

Dschenin – arabisches Städtchen an der Straße Nablus-Nazareth, 1500 Einwohner.

Dschindschar – jüdische Siedlung im Westteil des Emek Jesreel, gegründet 1922.

Dschisir – arabisch »Brücke«, jüdische Siedlung im Jordantal, zwischen Beth Schan und Daganiah, gegründet 1923.

Dscholân – Bergland östlich vom Oberlauf des Jordan.

Ebal – Berg bei Nablus, 938 Meter hoch.

El Arîsch – Oase in der Wüste Sinai, dicht am Mittelländischen Meer.

- Êmek Jesreël – Ebene Jesreel oder Esdraelon, fruchtbare Niederung in Mittelpalästina, zwischen Haifa im Nordwesten und Beth Schan im Südosten.
- En Charôd – jüdische Siedlung im Ostteil des Emek Jesreel, gegründet 1921.
- Endôr – Dorf in Galiläa, südöstlich von Nazareth.
- Es Salt – arabische Stadt in Transjordanien, 15.000 Einwohner.
- Galîl – Galiläa, Nordpalästina, und zwar Obergaliläa (Galil haeljon), nördlich vom Kinerethsee, Untergaliläa (Galil hatachthon) in der Höhe des Kinerethsees.
- Gan Schmuêl – »Garten Samuels«, jüdische Siedlung in Samaria, nahe Chederah, gegründet 1922.
- Garisim – Berg bei Nablus, uralte Kultstätte, 868 Meter hoch.
- Gaza – arabisch Rasse, alte Philisterstadt in Südpalästina, nahe dem Meer, 17.000 Einwohner.
- Gethsemane – Garten am Abhang des Oelberges bei Jerusalem.
- Gilboa – Gebirge in Mittelpalästina, Südrand des Emek Jesreel, ca. 400 Meter hoch.
- Gileâd – Landschaft im Ostjordanland, östlich vom Ober- und Mittellauf des Jordan.
- Giwâh – »Höhe«, jüdische Siedlung im Ostteil des Emek Jesreel, gegründet 1921.
- Giwâth hamorêh – »Höhe des Wächters«, isolierte Höhengruppe inmitten des Emek Jesreel, auch »Kleiner Hermon« genannt, arabisch Nebi Dahi, 515 Meter hoch.
- Goliathbach – arabisch Nahr Dschalud, Nebenfluß des Jordan, durchfließt die Osthälfte des Emek Jesreel.
- Gomorrha – sagenhafte Stadt an der Stelle des Toten Meers.
- Haifa – französisch Caïffa, Hafenstadt am Mittelmeer, am Südrand der Bucht von Akko, 20.000 Einwohner, davon 3000 Juden.
- Hebron – uralte Stadt in Südpalästina, Wohnsitz Abrahams, 16.000 Einwohner, davon 500 Juden.
- Hermon – Gebirgsstock im Norden Palästinas, Quellgebiet des Jordan, höchste Erhebung 2759 Meter.
- Irak – englisches Mandatsgebiet Mesopotamien.
- Jadschur – jüdische Siedlung bei Haifa, gegründet 1923.
- Jaffa – alte Stadt am Mittelländischen Meer, in Judäa, 32.000 Einwohner, davon 5000 Juden.
- Jemeniten – Juden aus dem südarabischen Jemen.
- Jericho – Stadt im Jordantal, nahe dem Toten Meer, heute unbedeutend (300 Einwohner).
- Jerusalem – Hauptstadt von Palästina, 55.000 Einwohner, darunter 32.000 Juden.
- Jesreël, siehe Emek.
- Jordan – Hauptfluß Palästinas, zugleich Grenze gegen Transjordanien.
- Juda – Judäa, Südpalästina.
- Kanaan – 1. alte Bezeichnung für Palästina vor der Eroberung durch die Israeliten unter Josua. – 2. Berg in Nordpalästina bei Safed, 838 Meter hoch.

Kantara – Dorf am Suez-Kanal, zwischen Port Said und Ismailia, Ausgangspunkt der Bahnlinie nach Palästina.

Karmel – dicht an die Küste bei Haifa vorgeschobener Ausläufer des mittelpalästinensischen Hügellandes, höchster Punkt 551 Meter.

Kfar Gileadî – »Gileads-Dorf«, jüdische Siedlung in Obergaliläa, gegründet 1920.

Kfar Iwrî – »Hebräer-Dorf«, jüdische Siedlung bei Jerusalem, gegründet 1924.

Kfar Jecheskiël – »Ezechiels-Dorf«, jüdische Siedlung im Ostteil des Emek Jesreel, gegründet 1921.

Kidron – Bach in der nächsten Umgebung Jerusalems.

Kinêreth – jüdische Siedlung am Kinerethsee (Untergaliläa), gegründet 1908.

Kinêrethsee – auch Tiberiassee, hebräisch Jam Kineleth, »Meer Kinereth«, See in Nordpalästina, vom Jordan durchströmt, 21 km lang, 12 km breit.

Kirjâth Inawîm – »Traubenstädtchen«, früher Dilb, jüdische Siedlung in Judäa, gegründet 1920.

Kischon - arabisch Mokatta, Bach im Westteil des Emek Jesreel, mündet bei Haifa ins Mittelländische Meer.

Knefes – arabisches Dorf im Westteil des Emek Jesreel.

Ludd – arabisches Dorf in Judäa, Kreuzungspunkt der Bahnlinien Haifa-Kantara und Jaffa-Jerusalem.

Machpelah – Begräbnishöhle der Familie Abrahams in Hebron.

Malûl – arabisches Dorf bei Nazareth.

Medschdel – arabisches Dorf bei Nazaretir.

Merchawjah – jüdische Siedlung im mittleren Emek Jesreel, gegründet 1910.

Meromsee – Kleiner, vom Jordan durchflossener See in Obergaliläa mit versumpften Ufern.

Mescha – sprich Meß-cha, auch Kfar Tabor, »Tabor-Dorf«, jüdische Siedlung in Untergaliläa, gegr. 1902.

Metullah – nördlichste jüdische Siedlung in Patästina, gegründet 1896.

Migdal – arabisch Medschdel, das alte Magdala, jüdische Farm am Kinerethsee, gegründet 1910.

Mizpe – jüdische Siedlung in Untergaliläa, gegründet 1908.

Moab – Landschaft östlich des Toten Meeres.

Moriah – Anhöhe innerhalb Jerusalems, auf welcher der Salomonische Tempel stand, jetzt »Haram esch-Scherif« (Tempelplatz) mit Omar-Moschee.

Mozah – jüdische Siedlung nahe Jerusalem, gegründet 1894.

Nablus – das alte Sichem, später Flavia, Neapolis, heute rein arabische Stadt in Samaria, 30.000 Einwohner.

Nahalâl – jüdische Siedlung im Westteil des Emek Jesreel, gegründet 1921.

Nahr el Mefdschir – Flübchen, das bei Chederah ins Meer mündet.

Nain – arabisches Dorf südlich von Nazareth.

- Nazareth – Stadt in Untergaliläa, 7000 Einwohner.
- Nebo – Gebirgsstock im Gebiet Moab, Stätte des Todes Moses.
- Nûris – Bodenkomples im Ostteil des Emek Jesreel, Besitz des Jüdischen Nationalfonds seit 1921.
- Ober-Balfouria - jüdische Siedlung im mittleren Emek Jesreel, Waisen-Erziehungsheim, gegründet 1923, seit Ende 1924 »Kfar Jeladim«, »Kinderdorf«, benannt.
- Pêtach Tikwâh – »Tor der Hoffnung«, jüdische Siedlung in Judäa, gegründet 1879.
- Petra – historische Stadt im südlichen Ostjordanland.
- Rechawjâh – jüdische Vorstadt von Jerusalem, westlich der Altstadt.
- Rechobôth – jüdische Siedlung in Judäa, gegründet 1890
- Rischôn Le Ziôn – »Der erste für Zion«, jüdische Siedlung in Judäa, gegründet 1882.
- Rosch Pinâh – jüdische Siedlung in Obergaliläa, gegründet 1882.
- Rub en Nasra – arabischer Name eines Bodenkomples im Zentrum des Emek Jesreel, Besitz des Jüdischen Nationalfonds.
- Safed – hebräisch Zfath, alte Stadt in Obergaliläa, 9000 Einwohner, davon 3000 Juden.
- Samaria – hebräisch Schomron, Mittelpalästina.
- Schachne – Bach im Emek Jesreel, mündet in den Goliathbach.
- Schfejâh – jüdische Siedlung in Samaria, gegründet 1891, jetzt Waisenerziehungsheim.
- Schomron, siehe Samaria.
- Schuni – jüdische Siedlung in Samaria, gegründet 1931.
- Semâch – arabisches Dorf am Süden des Kinerethsees, Station der Bahnlinie Haifa-Deraa (Anschluß an die Mekkabahn).
- Sichem, siehe Nablus.
- Sichrôn Jaakôb – »Andenken Jakobs«, jüdische Siedlung in Samaria, gegründet 1882.
- Skopus – hebräisch Har hazofim, »Berg der Späher«, Anhöhe östlich von Jerusalem, Standort der neuen hebräischen Universität, 820 Meter hoch.
- Sodom – sagenhafte Stadt an der Stelle des Toten Meeres.
- Sunem – arabisch Sollem – Araberdorf im Zentrum des Emek Jesreel, Heimat Abisags, der Dienerin Davids.
- Tabor – Berg am Südrand des galiläischen Gebirges, südöstlich von Nazareth, 582 Meter hoch.
- Talpiôth – jüdische Vorstadt von Jerusalem, südwestlich von der Altstadt.
- Tel Adâs – jüdische Siedlung im Zentrum des Emek Jesreel, gegründet 1914.
- Tel Awiw - »Frühlingshügel«, jüdische Stadt bei Jaffa, gegründet 1908, Einwohnerzahl 1924: 22.000.
- Tel Chai – »Hügel des Lebens«, jüdische Siedlung in Obergaliläa, gegründet 1920.
- Tel Josêph - »Hügel Josephs«, jüdische Siedlung im Ostteil des Emek Jesreel, gegründet 1931.
- Tiberias – Stadt am Kinerethsee, 7000 Einwohner, davon 4500 Juden.

Tulkeram – arabisches Dorf in Samaria, Bahnknotenpunkt.

Warakani – arabisches Dorf im Westteil des Emek Jesreel.